

# Berliner Volksblatt.

## Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementpreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

**Insertionsgebühren**  
beträgt für die 3gespaltene Zeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

### Abonnements-Einladung.

Für den Monat September eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

### „Berliner Volksblatt.“

Frei ins Haus kostet dasselbe 1 Mark, Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungs-Expeditoren, sowie in der Expedition, Zimmerstraße 44, angenommen.

Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für den Monat September gegen Zahlung von 1 Mark entgegen.

Den neuen Abonnenten wird der bisher erschienene Teil des fesselnden und interessanten Romans

### „Das Kind des Proletariats“

aus der Feder von U. Rosen — soweit der Vorrath reicht — gegen Vorzeigung der Abonnementsquittung in der Expedition Zimmerstraße 44 gratis verabfolgt.

### Ein Schlaumeier.

Gewiß darf man diejenigen als Schlaumeier bezeichnen, die mit einem Schlage die soziale Frage lösen wollen, so verschieden auch die Mittel sind, mit denen diese Lösung angestrebt wird. Herr Ackermann will sie mit Zwangsinnungen erreichen, Herr von Kleist-Meyow mit der Polizei, Herr Wiedthorst mit der Kirche und Herr Rost mit Dynamit. Sie alle übersehen, daß die heutige gesellschaftliche Situation das Resultat einer langen Entwicklung ist, welche wiederum einer langen Entwicklung bedarf, um umgekehrt zu werden. Das schließt nicht aus, daß sofort Einrichtungen eintreten, welche die Lage der Armen und Arbeitenden erleichtern und erträglich machen. Das was man soziale Frage nennt, umfaßt unser ganzes geistiges und körperliches Lebensgebiet, und die soziale Frage lösen heißt Alles erzielen, was an Vervollkommenung auf diesem ganzen Gebiete angestrebt wird. Es gehört eine kindliche Naivität dazu, wenn Einzelne sich einbilden, das Mittel gefunden zu haben, diese Lösung der sozialen Frage mit einem Mal und sofort bewirken zu können. An solchen Schlaumeiern hat es nicht nur niemals gefehlt, sondern es treten auch immer noch neue auf, die sich als Heilande der neuen Zeit geben und die große Panacee in der Tasche haben.

Diesmal ist der neue Prophet ein „Demokrat“ und zwar der Besitzer eines Eisenwerks zu Gaggenau bei Baden-Baden, mit Namen Fürstheim, der den Stein der Weisen gefunden hat. Er hat seine Weisheit in einem Buche, das

jeder Neugierige für 2 Mark haben kann, niedergelegt, und beansprucht für sich eine ganz besondere Beachtung, weil er — Industrieller ist. Ist das schon ein ganz sonderbares Verlangen, so sieht man den Rezensionen und Reklameartikeln, die über dies Buch in demokratischen und anderen Blättern erschienen sind, auf den ersten Blick die „Rache“ an und fühlt, daß der Verfasser selbst diesen überschwänglichen Lobpreisungen nicht fern stehen dürfte.

Das Buch, welches den Titel trägt: „Auf friedlichem Wege“, führt den Gedanken aus, daß es nicht das bewegliche, im Industriebetrieb verbundene angelegte Kapital sei, welches die in neuerer Zeit soviel belämpfte Herrschaft über die arbeitenden Klassen ausübe. Dies Kapital sei nur eine höchst unsichere Anlage, bleibe allen Wechselfällen ausgesetzt und verharre im Durchschnitt nicht länger als ein Menschenalter in der Hand desselben Besitzers. Der Großgrundbesitz sei es, der heute eine allmächtige Herrschaft ausübe und „durch den Fabrikherrn zu dem Arbeiter als unerbittlicher Herr spreche“. Daher besteht für den Verfasser die „Lösung der sozialen Frage“ darin, daß der Staat das gesamte Grundeigentum an sich bringt, was mit 100 Milliarden Mark nach Meinung des Verfassers durch eine von ihm im Detail dargelegte Finanzoperation geschehen kann. Ueber die Bewirtschaftungsform, die dann einzutreten hat, läßt sich der Verfasser nur spärlich aus und doch ist das die Hauptsache beim Ganzen.

Wir haben hier die nicht gar seltene Erscheinung vor uns, daß der Vertreter eines der beiden großen Wirtschaftsfaktoren, des beweglichen und unbeweglichen Kapitals, die von ihm vorgeschlagenen Reformen auf Kosten des anderen Wirtschaftsfaktors durchzuführen gedenkt. Die Großgrundbesitzer sind gleich dabei, wenn es gilt, dem Staate das Tabakmonopol zu verleihen, die Versicherung zu verstaatlichen und den „Gißbaum der Börse“ zu beschneiden. Es liegt ja doch in ihrem Interesse, dem beweglichen Kapital die Aern zu unterbinden. Auf der anderen Seite sind die Herren Industriellen, die Herrscher mit dem beweglichen Kapital, gleich dabei, wenn es gilt, die Herrschaft des Grundbesitzes zu beschneiden und sie scheuen vor der Verstaatlichung des Grundbesitzes nicht zurück, während es für sie kein größeres Staatsverbrechen gibt, als die Verstaatlichung der Industriebetriebe.

Dieser Kampf ist ein Interessenkampf in des Wortes vernehmlicher Bedeutung und die Herren Vertreter des mobilen Kapitals sind in ihren Mitteln dabei eben so wenig wählerisch wie die des immobilien Kapitals, deshalb erscheint auch der Titel des Buches: „Auf friedlichem Wege“ etwas sonderbar.

\*) Baden, bei D. Sommerweger.

Von der ganzen Familie konnte sie nur den ehrlichen braven Burken „unseren Vetter“, der die Rechtswissenschaft studierte, und das anmuthige Kind, die kleine Milly laden, welche unter den Ibrigen wie eine Lilie unter Dornen glänzte.

Miras's Gedanken lehrten in ihrer gegenwärtigen Verlassenheit mehr als sonst um Geliebten zurück, den sie seit so langer Zeit betrauerte. Die Liebe ihrer Jugend schien in ihrem Herzen neu zu erblühen, um neue Schmerzen, neues Weh zu zeitigen.

Sie besuchte all die Schaupläze in der Umgebung ihres Hauses, welche sie mit Jasper Figroy so hoffnungsfreudig durchstreift hatte und träumte von jener seligen Zeit, in der er neben ihr weilte. Und Jasper, unter der glühenden Sonne Afiens, mühselige Sklavenarbeit verrichtend, hatte Tag und Nacht nur den einen Gedanken, Mira wiederzusehen. Er verehrte sie wie eine Heilige, er liebte sie wie den Inbegriff alles Schönen und Guten, und hoffte nun schon seit Jahren vergebens, daß der mit Blut geschriebene Hilferuf einem mitleidigen Auge begegne.

Die Fünfundzwanzigste lag lange Zeit in dem eisernen Gelschrank Ibrahim Ben Edins. Zuweilen nahm er sie heraus, um sie neugierig zu betrachten.

„Es ist schade, Jusuf, daß dieses Stück Papier hier an Stelle von fünf guten Goldstücken liegen muß.“

„O Herr, ich würde nicht zögern, mir Gold dafür einzutauschen.“

„Aber Jusuf, ich lese Gefahr in diesem zerstückelten Stück Papier, wenn ich es hinauswerde in die Welt. Wer weiß, mit welchem Fluche der listige Christ es behaftet hat.“

„In diesem Falle würde ich es verbrennen.“

„Dann aber verliere ich die Goldstücke, und Gold zu vernichten ist eine Sünde. Ich will also Deinen Rath befolgen und das Papier in Gold umwechseln lassen. Ist es Allah's Wille, mich durch dieses Blättchen zu verderben, so hilft doch meine Vorsicht nichts.“

Abraham wartete noch weitere sechs Monate auf ein günstige Gelegenheit um das Gold zu erlangen und Jasper Figroy hatte bereits drei Jahre auf Rettung durch diese Fünfundzwanzigste gewartet, ehe sie aus den Klauen des Türken in die Ferne wanderte.

Endlich hatte Jusuf ein Geschäft in Nakri zu besorgen, und er nahm die Banknote mit dorthin, wo er ein englisches oder französisches Schiff zu finden erwarten durfte, dessen Kapitän ihm für das Papier Gold einhändigen würde.

Herr Fürstheim gehört zu der ersten Kategorie und da ist es ganz erklärlich, daß er die Verstaatlichung des Grundbesitzes fordert. Wir erkennen auch an, daß das in seinem persönlichen, seinem Privatinteresse, im Privatinteresse der von ihm vertretenen Klasse der industriellen Unternehmer liegt. Was wir verwerflich finden, ist nur, das solch ein Industrieller seine wirtschaftliche Interessenpolitik, nachdem er sie in nationalökonomische Formeln gebracht, für Idealismus ausgeben will und sich aufbläht, als treibe ihn sein warmes Herz, der ganzen Gesellschaft einen Dienst zu leisten und sie vom Fluch der Armut zu erlösen, während über den Gewässern seines Gedankenstroms der Geist seines Kapitalprofits schwebt.

Eine wahre Sozialreform muß alle Faktoren der Produktion umfassen; sonst fällt der Begriff „sozial“ weg. Was der Badener Industrielle vorschlägt, ist indessen so einseitig und diese Art von Interessenpolitik ist so alt, daß man sich nur wundern muß, wo der gute Mann all die Naivität hergenommen hat.

Wie Herr Fürstheim, wenn nun ein Großgrundbesitzer Sie beim „Prinzip“ packt und die Verstaatlichung der Eisenindustrie verlangt? Wie schnell wird Ihrer Interessenpolitik das armenelige Mäntelchen von angeblichem Idealismus abfallen!

### Politische Uebersicht.

Zur Situation. Nachdem wir uns längere Zeit idyllischer Ruhe erfreut haben, fängt die politische Atmosphäre auf einmal an elektrische Spannung zu bekommen, allerhand beruhigende Nachrichten und Gerüchte schwirren durch die Luft, und eine unbehagliche Stimmung ergreift das Publikum. Merkwürdigerweise haben all diese beunruhigenden Nachrichten und Gerüchte die Kolonialpolitik des Fürsten Bismarck und dessen Konferenzen mit dem österreichischen Ministerchef oder auch Kanzler Kalnoky zum Mittelpunkt und Hintergrund. Fürst Bismarck hat sich offenbar entschlossen, seine Kolonialpolitik nicht durch England durchkreuzen zu lassen: Die Ausbühnung der deutschen Flagge in dem unter englischem Protektorat stehenden Kamerun, an der afrikanischen Küste, soll die Revanche für das Haslo von Angra Pequena sein, und scheint eine Herausforderung Englands zu sein. Da nun zwischen der deutschen und der englischen Seemacht ein solches Mißverhältnis der Kräfte vorhanden ist, daß Deutschland in einen Konflikt mit England auch nicht die geringsten Chancen des Sieges hätte, so kann Fürst Bismarck diesen Schritt nicht gethan haben, ohne sich genügender Unterstützung von irgend einer Seite versichert zu haben oder wenigstens versichert zu halten. Aber von welcher Seite? Frankreich, die einzige Macht, die England zur See einermachen die Stange zu halten vermag, kann selbstverständlich nicht in Betracht kommen. Wohl ward in neuester Zeit allerhand gemunkelt von einer Allianz zwischen Deutschland und Frankreich, allein vor der Hand ist daran nicht zu denken.

Eine Barke aus Genua lag im Hafen und der italienische Kapitän erfüllte bereitwillig die Bitte des Türken.

Der Kapitän lehnte nach Genua zurück und gab die Banknote einem englischen Matrosen und dieser, der ein guter, zärtlicher Sohn war, schickte sie seiner Mutter.

Die Alte war eine vorsichtige Frau und beschloß die Banknote für ihre Begräbniskosten aufzubewahren, so daß, wenn der Tod sie während der Abwesenheit ihres Sohnes überraschte, sie nicht auf eine Beerdigung von Seiten der Armenkasse angewiesen wäre.

So hatte das böshafte Geschick, welches Jader Figroy und Sam Porter verfolgte, es gefügt, daß das Papier, von dem sie so viel gehofft, in die Sparbüchse einer alten halbblinden Frau gerieth, die es nur einmal monatlich zur Hand nahm um sich zu überzeugen, daß es noch da war! Und doch war diese wichtige Banknote kaum eine Meile von Mira Barth entfernt, die gerne Laufende dafür gegeben hätte, und den Willen und die Macht besaß, dem Gefangenen Ibrahim Ben Edin Hilfe und Rettung zu bringen. Der Inhalt dieser Banknote würde Mira ihrer fast vollständigen Vereinamung entrisen haben. Sie war niemals ihrer Nachbarin, der Gräfin Idria, näher getreten. Der Schatten, welcher ihr Leben verdüsterte, machte sie der Gegenwart von Fremden abgeneigt.

Sie sah Francesca häufig, da die kleine Italienerin und Milly Wrigley sehr befreundet waren.

„O, Fräulein Barth, etwas Schreckliches muß drüben im Landhaus der Gräfin Idria geschehen sein,“ rief Milly Wrigley eines Morgens hastig laufend ihrer Kousine entgegen. „Ich war eben dort und hörte die Gräfin weinen und schluchzen und die Diensthofen weinten gleichfalls, und das Kammermädchen sagte mir, ich könnte Francesca nicht sprechen, sie wäre bei der Gräfin und die Frau Gräfin hätte böse Nachrichten erhalten.“

Mira schickte sogleich einen Diener zu der Gräfin und ließ anfragen, ob sie ihr in irgend einer Weise nützlich sein könne, aber der Bote brachte einen verneinenden Bescheid zurück.

Der immer geschäftige Wrigley gab die ersten näheren Mittheilungen.

„Das Landhaus der Lady Vide wird bald wieder leer stehen. Die Gräfin verläßt es.“

„Was ist geschehen?“

„Sie hat ihr Vermögen verloren. Es war nicht sehr groß, vermute ich, aber doch ausreichend für ihre und ihrer Tochter

### Feuilleton.

### Das Kind des Proletariats.

Sensationroman von U. Rosen.

(Fortsetzung)

Franceska weinte nicht. Sie würde um keinen Preis eine Träne vergossen haben und versicherte, sie sei froh, daß er gebe. Es sei ihm nötig, mehr von der Welt zu sehen. Wenn er seine Kanieren gewinnen wolle, solle er nach Frankreich gehen, um Gelehrsamkeit zu erwerben nach Deutschland und der Kunst und eines ewig blauen Himmels wegen, nach Italien. Diese Worte schnitten Kuppert in die Seele, aber er ging noch weiter und sagte, er werde fort bleiben, bis er ein Mann geworden, dann werde er Spanien aufsuchen und dort um eine schöne Spanierin mit samachtenden Augen und einer Spigenmantille freien und sie heirathen und mit ihr vereint nach England zu seinen beiden Freundinnen zurückkehren.

Am nächsten Tage war Rupert fort. Vide-Hall war geschlossen und nur der Verwalter und einige Diensthofen waren darin zurückgelassen worden.

Sir James Wrigley, im Begriff seiner Kousine einen Besuch zu machen, fand seine jüngste Tochter schwermüthig auf einer Bank im Garten sitzend.

„Dein kleiner Liebhaber ist also abgereist,“ sagte scherzend der lebensmüde Papa.

„Er ist nicht mein Liebhaber,“ erwiderte Milly Wrigley mühselig.

„Er hat Francesca viel lieber als mich.“

„Was, das kleine fremde Mädchen?“

„Ja wohl, Papa, aber er ist mein Freund, mein theuerster Freund und es thut mir unendlich leid, daß er fort ist.“ Und sie begann auf's Neue bitterlich zu weinen.

„Das war wieder eine von den Dummheiten meiner Frau,“ murmelte Wrigley weiter gehend, „sich einzubilden, aus diesen Kindern ein Paar zu machen. Fallen die Dinge jemals aus, wie sie sollten? Kam jemals etwas Anderes durch diesen Knaben über mich, als Unglück?“

Ihrer Freundin, Lady Vide, beraubt, lebte Mira einsamer und abgeschlossener als jemals.

Ihre Interessen und Beschäftigungen schienen in der Anweisung von Geld zu bestehen, von dem sie mehr als genug besaß, und das diente nur diesen unsympathischen Wrigley's zu Gute kommen würde.

bleibt zunächst Oesterreich, dessen leitender Staatsmann bekanntlich kürzlich bei Fürst Bismarck in Paris war. Ob Herr Kalnoky dem Fürsten Bismarck die österreichische Flotte zur Verfügung gestellt hat? Nach der Aktion von Camerun sollte man es fast glauben — und doch klingt es unglaublich. Ist der österreichische Regierung die Thorheit zuzutrauen, sich auf derartige Abenteuer einzulassen, bei denen nichts zu holen ist als Niederlagen? Denn auch die österreichische und die deutsche Flotte vereinigt, sind der englischen bei Weitem nicht gewachsen. Die Flottenkräfte der Panzerschiffe beider mitteleuropäischer Mächte betragen noch lange nicht die Hälfte der englischen. Doch da ist ja noch Rußland als der Dritte im Bunde. Man spricht von einer Zusammenkunft des russischen Kaisers mit dem deutschen Kaiser in der nächsten Zeit. Doch die drei Kaiserreiche haben zu viele auseinanderlaufende Interessen, als daß auf die Dauer eine Einigung möglich sei — Oesterreich und Rußland können niemals ernstliche Freunde werden. Was aber insbesondere Rußland angeht, so hat es außerdem gewiß kein Interesse, im jetzigen Moment England zu bekämpfen, dessen Regierung an Außenfreundlichkeit wahrhaftig das Menschlich-mögliche geleistet hat. Eine Aktion gegen England könnte höchstens den Sturz des Ministeriums Gladstone und dessen Ersetzung durch ein russenfeindliches Tory-Ministerium herbeiführen. Und doch, wie konnte Fürst Bismarck England den Handstreich hinwerfen, wenn er sich nicht mächtiger Bundesgenossen verschichert hätte? Sollte er geglaubt haben, England durch lediges Handeln und die Drohung mit dem mehr „idealen“ als realen Dreikaiserbündnis zur Nachgiebigkeit zu zwingen? Das wäre — so weit wir die englischen Verhältnisse und den englischen Charakter kennen — ein verhängnisvoller Irrthum. — Hoffen wir aber, daß die ganze Angelegenheit friedlich beigelegt werde. Wir sind keine Freunde der Kolonialpolitik, die uns in Konflikt mit andern Mächten bringen kann, jedoch die Angelegenheit ist einmal so weit gediehen und da möchte England immerhin bedenken, daß es mit seinem riesigen Kolonialbesitz genug zu thun hat und anderen Leuten auch etwas gönnen kann an Vortheil, aber auch an neuer Last.

Die Schornsteinfegermeister, welche dieser Tage in Stettin einen Kongress abhielten, haben sich bei dieser Gelegenheit als Anhänger des Innungszwanges bewährt! — so jubeln die Jungfänger im deutschen Reiche und fügen hinzu: „Die Schornsteinfeger bilden mit ihren einzelnen Innungen einen Verband und verpflichten jedes Mitglied desselben, künftig nur solche Gesellen zu beschäftigen, die zuletzt bei einem Innungsmeister in Arbeit gestanden und sich darüber durch das übliche Innungsbuch ausweisen können.“ — Ja, das sind auch die Schornsteinfegermeister! Bei diesem Geschäfte giebt es keine „Theilung der Arbeit“, keine Dampfmaschinen und außerdem stehen sie wie die Apotheker unter der Bedürfnisfrage. Die können gut „Punsch spielen“. Deshalb rathen wir allen Handwerkern, welche sich für den Innungszwang begeistern, Schornsteinfegermeister zu werden.

Zur Sedanfeier. Der Magistrat zu Görlitz hat beschlossen, den Sedantag nicht mehr offiziell zu feiern.

Eine originelle Leistung hat jüngst der freikonservative Reichstagsabgeordnete für Rulmbach, Hr. v. Aufseh, in einer Wählerversammlung vollbracht. Derselbe äußerte sich über seine Stellung zu den Getreidezöllen dahin, daß seiner Ansicht nach eine Erhöhung derselben allein nicht im Stande sei, der gedrückten Lage der Landwirtschaft aufzuhelfen, daß aber hauptsächlich eine Erhöhung des Zolles auf Weizen, Hafer und Gerste geboten sei, während der Zoll auf Roggen, der die Hauptnahrung der Bevölkerung bilde, „einer nur sehr geringen oder vielleicht gar keiner Erhöhung bedürftig“ sei. Nicht treffend bemerkte zu dieser Erklärung die Münchener „Neueste Nachrichten“: „Es ist das ein sehr geistreiches Kompromiß zwischen Schwärzerei für die Getreidezölle und der Gegnerschaft gegen dieselben, das aber wenigstens so ehrlich ist, durchblicken zu lassen, daß bei der Hauptnahrung der Bevölkerung der Getreidezoll vom Uebel ist.“

Eine merkwürdige Verfügung hat die Mannheimer Polizeibehörde dieser Tage erlassen. Sie hat nämlich das öffentliche Auftreten einer Sängergesellschaft am Montag untersagt und will, wie verlautet, diese Praxis auch in der Zukunft an dem genannten Tage beibehalten, damit die arbeitenden Klassen keine Gelegenheit zum „Blaumachen“ gegeben wird. Welche Fürsorge und Weisheit: wenn die Arbeiter in Mannheim nun nicht Geld „aufhäufen“, kann es nur daran liegen, daß die Verfügung nicht radikal genug ist. Die Polizeibehörde hätte iram „durchgreifend“ und den „arbeitenden Klassen“ den Besuch solch sündhafter Vergnügen überhaupt verboten sollen. Denn am Ende sind die beschränkten Unterthanen doch noch so schlau, daß sie das „Blaumachen“ auf einen anderen Tag in der Woche verlegen, wenn sie sonst gerade wollen.

Der Kampf um den Landtag Ober-Oesterreichs wird täglich erbitterter. Der unabhängige Bauernverein macht die größten Anstrengungen, gegen die Aristokratie das Feld zu halten. Es ist recht eigentlich ein Krieg zwischen den vornehmen und reichen Klässen Ober-Oesterreichs und dem unabhängigen Bauern, dessen Haus nicht minder städtisch und trozig

Bedürfnisse. Jetzt ist sie um Alles gekommen, und sie räumt ihre vornehme Wohnung bereits.

Wrigley war nicht sehr betrübt, daß die Gräfin Idria fortzog.

Lady Bide und Rupert konnten jeden Tag heimkehren und es würde gut sein, wenn sein Töchterchen, das zu einem sehr schönen Mädchen erblühte, keine Nebenbuhlerin an ihrer Seite hätte.

Nyra, obwohl jeder fremden Gesellschaft abhold, war keineswegs dem Mißgefühl verschlossen. In der zartesten Form erbot sie sich, der Verlassenen ein Darlehen zur Ordnung ihrer Verhältnisse zu machen und gab ihr die Versicherung, sie werde ihr zu innigstem Danke verpflichtet sein, wenn die Gräfin nach Paris übersiedeln und dieses so lange als ihre Heimath betrachten würde, bis sich ihre Angelegenheiten wieder freundlicher gestalten hätten.

Aber die stolze Gräfin lehnte Alles ab.

Sie sagte Nyra, auf eine günstige Wendung in ihren Angelegenheiten sei nicht zu rechnen. Sie sei von den Verwandten ihres Mannes beraubt, zu Grunde gerichtet worden und müsse fortan ihren Lebensbedarf selbst erweiden, wie so viele andere von der Höhe gesellschaftlicher Stellung durch verschuldetes oder unverschuldetes Mißgeschick Verdrängte. Ihre Töchter und sie würden nach London übersiedeln und dort Unterricht in Musik und Sprachen geben. In der Millionenstadt würde es ihnen leicht werden sich zu verbergen und unbeobachtet ihr bescheidenes Dasein zu führen. Die Gräfin weigerte sich sogar, ihre künftige Adresse mitzutheilen. Sie hielt es für sich und Francesca wünschenswerther, allen Freunden aus den Tagen ihres Wohlergehens für immer zu verschwinden. Die stolze und empfindsame Frau wollte ihre Demüthigungen und Kränkungen den Augen der Welt entziehen.

Ihre Dienerschaft wurde bezahlt und entlassen. Ein Theil ihres Mobiliars und der Luxusgegenstände, die sie umgeben hatten, wurde verkauft, während Anderes verpackt und fortgeschickt wurde, und die Gräfin und ihre sechszehnjährige Tochter fuhr in einer Droschke davon, Niemand wußte wohin.

Francesca und Nyra Wrigley trafen sich zum Abschied im Walde. Wrigley weinte heftig, wie stets, wenn sie etwas schmerzte.

Sie schmeigte sich an Francesca und bat sie inständig, die Hälfte von Allem, was sie besaß, anzunehmen und ihr Taschengeld regelmäßig mit ihr zu theilen.

in seiner Art aussieht, wie das Stilt. Beinahe lauter Rechte, Deckanten und Pfarrer landwirth diesesmal für die aristokratische Partei, dazwischen einzelne ganz unbedeutende Adelige, denen man wenigstens die Ehre des Danks zu erweisen will, da sie über große Besitzungen und abhängige Leute verfügen. Es handelt sich also um den Gegenlag der freien Bauernschaft zu den Wahlunterthänigen, wie Fürst Richenstein seine Bauern, Bächter und Angestellten in Erinnerung an die alte schöne Feudalzeit genannt hat.

Gegen die Liberalen in Oesterreich, jenes lägliche politische Gebilde, ist ein Rufus der demokratischen Partei in Wien gerichtet, der sich mit folgenden Worten an die sogenannten Kämpfermänner, d. h. an diejenigen Bürger wendet, die 5 Gulden jährlich direkte Steuern zu entrichten haben: „Wäbürger! In kurzer Zeit werdet Ihr berufen werden, Euer Recht auszuüben und Ihr werdet Euch entscheiden müssen, welcher politischen Partei Eure Stimmen zufallen sollen. Könnt Ihr Euch nun einer Partei anschließen, welche bis zum letzten Moment theils offen, theils versteckt es verhindern wollte, daß Euch überhaupt die politischen Rechte gewährt werden? Könnt Ihr Euch einer Partei anschließen, welche es bis heute noch durch allerlei Ragnationen verstanden hat, Euch das Wahlrecht für den Landtag und für die Gemeindevertretung vorzuenthalten? Könnt Ihr Euch einer Partei anschließen, welche nie einen Sinn für Eure wirtschaftliche Lage an den Tag gelegt; einer Partei, welche die Uebermacht des großen Kapitals geschaffen hat, welche für Euren Klagen nur taube Ohren, für Euren schmerzhaften Kampf um das Dasein bloß den herglosen Rath: „Hilf Dir selbst“ hat? Nein, und abemals Nein! Euer Blas, geehrte Wäbürger, kann nur in den Reihen jener Partei sein, welche einerseits an den Grundfragen der politischen Fortentwicklung festhält, andererseits dem Staate die Aufgabe zuweist, heilsend und schützend einzugreifen, wenn es gilt, der fortschreitenden Verarmung ein Ziel zu setzen; wenn es gilt, das Erträgniß der ehrlichen Arbeit vor der Ausbeutung durch das Kapital zu bewahren. Und diese Partei ist die demokratische.“

In der irischen Partei ist eine bemerkenswerthe Spaltung eingetreten. Parnell hatte über der Agitation für die Bäcker ganz vergessen, daß die irischen Tagelöhner und Landarbeiter von den Farmern viel ärger bedrückt wurden, als diese von den Landlords. Michael Davitt ist nun der Führer dieser ärmsten Klasse der irischen Bevölkerung geworden und dadurch in scharfem Gegensatz zu Parnell getreten, der diese Bewegung für gefährlich und für Irland schädlich erklärt, damit aber nur in Farmerkreisen Anklang findet. Aber trotzdem wird sobald das gemeinsame Band zwischen den beiden Führern nicht reißen: ihr gemeinsamer Haß gegen England.

Von der Pariser intransigenten Presse wird die Expedition gegen China sowohl wie die ganze Kriegspolitik der Regierung, die ohne Zustimmung der Deputirtenkammer eingeleitet worden sei, auf das Heftigste getadelt. Henri Rochefort schreibt im „Intransigent“: „Der chinesische Krieg ist nur die Fortsetzung der tunesischen Seeräuberei und die Art und Weise, wie der letzte Streich ausgeführt und langsam ins Werk gesetzt worden ist, beweist zur Genüge, daß er Missethättern von Beruf zuschreiben ist. Als Challemeil-Lacour eine Hand auf sein Herz und die andere auf seine Leber legte, um zu versichern, China würde nicht interveniren, wir könnten deshalb unbedenklich die Sümpfe Tonkin erobern, war der Marsch auf Peking und die Bänderung der kaiserlich chinesischen Residenzen in dem Rathe der Regierung schon beschlossen. Gegenwärtig erklärt der Führer der Bande von Quai d'Orsay, er halte die Einberufung der Kammer für überflüssig. Das Vertrauensvotum, welches ihm von ganzen 173 Abgeordneten erteilt wurde, gebe ihm das Recht, nicht China allein, sondern auch England und Deutschland den Krieg zu erklären. Diese Theorie ist um so niederträchtiger, als er das Votum nur durch die Versicherung erschwandelte, wir würden mit China nicht im Kriege, sondern in Unterhandlungen, welche sicherlich mit Erfolg gekrönt sein würden. Auf diese Friedensversicherungen hin blühte die opportunistische Herde ihr „Sehr wohl!“ angesichts der Tagesordnung Sadi-Carnot's. Während aber Ferry auf den Gott der Diebe schwor, alles sei im Begriff, beigelegt zu werden, mußte er schon, daß China sich weigerte, ihm die zweihundertfünfzig oder achtzig oder auch nur acht Millionen zu bezahlen, die er ihm einen Augenblick aus der Tasche zu locken hoffte. Er lag also, als er den Frieden ankündigte, und lügt wieder, indem er behauptet, die Kammer ermächtigte ihn durch 173 Stimmen, Krieg zu führen. Dies beweist auch die Thatsache, daß er wartete, bis das Parlament in den Ferien war, um dem französischen Gesandten in Peking den Befehl zu erteilen, seine Flagge einzuziehen und offen seine Feindseligkeiten zu beginnen. Wenn er in der Schlussagung gesagt hätte: „Wir haben Krieg!“ so hätte er lange auf das Vertrauensvotum warten können. Darum sträubt er sich jetzt hartnäckig gegen die Einberufung der von ihm durch friedliche Versprechungen betrogenen Kammer und kann sich nur so des Vorwurfs erwehren, er habe sein Wort gebrochen, indem er die Verfassung brach.“

Recht inhaltschwere Nachrichten kommen über die

Francesca vergoß keine Thräne.

„Wir werden uns nie wiedersehen, Wily!“ sagte sie, „unsere Wege liegen fortan weit auseinander. Ich werde jetzt Musiklehrerin oder vielleicht auch nur Näherin oder Stickerin werden. So dunkel die Zukunft auch vor mir liegt, werde ich Dich doch allezeit lieb behalten, aber es ist besser für Mama und mich, wenn unsere Bekannten und Freunde nichts mehr von uns hören. Unser Schicksal wird dadurch weniger hart.“

„Und was wird Rupert sagen, wenn er zurückkommt, und Du verschwunden bist?“

„Er wird sich bald trösten, seit zwei Jahren ist er schon fort und inzwischen wird er gelernt haben, mich zu vergessen.“

„Niemand kann Dich jemals vergessen,“ sagte die selbstlose und ihre junge Freundin aufrichtig bewundernde Wily zu Francesca, die selbst nicht an ihre Behauptung glaubte. „Und Du goldblöthe englische Primel mußt ihn zu trösten suchen.“

Aus Nyra's Briefen erfuhren Rupert und Lady Bide, daß die Gräfin Idria ihr ganzes Vermögen verloren hatte und mit ihrer Tochter fortgezogen sei, wohin wisse man nicht.

„Sie wird mir selbst über Alles schreiben,“ sagte Lady Bide und so warteten sie und Rupert lange Zeit, aber kein Brief der Gräfin oder Francesca's erfüllte ihre Erwartung.

„O laß uns zurückkehren und sie suchen,“ bat Rupert. „Ich werde niemals glücklich sein, bis ich Francesca wieder gefunden habe. O ich liebe sie und sie soll eines Tages meine Frau werden.“

Lady Bide's Gesundheit gestattete ihr nicht, sofort nach London aufzubrechen, aber sie gab Dr. Melldow den Auftrag nach den Entschundenen zu forschen, bis sie selbst ihre Hinfahrt würde antreten können.

Dr. Melldow unterzog sich persönlich dem Auftrag seiner Gönnerin und Freundin. Er suchte und forschte mit allem Eifer nach den Idrias. Sein Vernehmen bewies nur, wie leicht es ist, sich in London spurlos zu verlieren. Eine Veränderung des Namens, der Kleidung und der Wohnung und man ist unter den Migranten, der in der Hauptstadt für ihr tägliches Brot Arbeitenden, nicht mehr herauszufinden.

Die stolze Gräfin wollte den hochadligen Namen der Idria nicht dadurch verunkeln, daß sie ihn trug, während sie für lärglichen Lohn allerlei Dienste leistete. Sie legte sich einen Namen zu, der in der Titeltreihe ihrer Ahnen prangte,

Ausbreitung der Cholera in Europa. In Italien ist ohne Zweifel die Cholera, wenn auch bis jetzt nur in wenigen Fällen, ausgebrochen; aber in Italien sieht es sehr schlimm aus, das beweist folgende trübliche Rubrik: Am 24. August ist in der Provinz Bergamo 11 Erkrankungsfälle, in der Provinz Cuneo 11 Erkrankungs- und 10 Todesfälle, in der Provinz Massa-Carrara 14 Erkrankungs- und 11 Todesfälle, in der Stadt Parma 2 Erkrankungsfälle, in Borgolara 3 Todesfälle, in Portomaurizio 6 Erkrankungs- und 2 Todesfälle eingetroffen. In Spezia wurden von Sonnabend Abend bis gestern Mittag 8 Erkrankungsfälle konstatiert, in Cairo Notte ein Erkrankungsfall. In Neapel wurde ein choleraähnlicher Fall konstatiert. — Hoffentlich wird das Verarmungs der kalteren Jahreszeit Deutschland vor dem unheimlichen Uebel bewahren.

Wierzig Studierende der Medizin an der Universität in Wien reichten vor zwei Jahren ein Gesuch an die Regierung ein, in welchem verlangt wurde, daß die geistige Gesundheitszustand des Biologieprofessors von Wien untersucht werde, da seine Handlungen auf eine Gehirnanomalie schließen lassen. Der gegen die Studierenden in Folge dessen eingeleitete Prozeß wurde, wie man in der Zeitung las, durch einen Skandalöse Austritte besorgt, eingestellt. (1) Den betreffenden Studierenden war jedoch seither jede öffentliche Karriere verschlossen, da ihnen Zeugnisse verweigert wurden. Der König hat nunmehr angeordnet, daß diesen Studierenden alle Folgen des erwähnten Schrittes nachgesehen werden. Vielleicht hatten sie mit ihrem Gesuch nicht so ganz unrecht!

Ueber das bereits gemeldete Attentat der Kommandantochter Marie Kalsjuschna gegen den Gensdarm der Polizei Oberst Katanski werden die „D. Z.“ folgende Einzelheiten gemeldet: Die Kalsjuschna ließ sich in der Wohnung des Obersten angeblich in einer wichtigen Angelegenheit anmelden (andererseits heißt es, daß sie von demselben eingeladen wurde), worauf Katanski sie in sein Kabinett einließ und sie gerade sich gegenüber Platz nehmen ließ. Während nun das Mädchen mit ihm zu sprechen begann, holte sie ein Schnupftuch hervor, welches sie in die linke Hand nahm, und indem sie dasselbe gegen das Gesicht führte, zog sie ein Revolver aus ihrer Kleidertasche einen Revolver heraus, welchen sie rasch auf Katanski abfeuerte. Dieser, der eine leichte Verwundung am Ohr erhielt, verlor jedoch nicht die Besinnung und stürzte sich auf die Attentäterin, der er Revolver entriß. In demselben Augenblicke eilten der Oberst habende Gensdarm und ein Bedienter des Obersten, die Schutz gehört hatten, herbei und nahmen die Kalsjuschna mit sich, worauf sie vor dem alsbald angelangten Stadigouverneur Begleitung des Kommandanten General Stöckelsch, des Polizeimeisters und anderer Persönlichkeiten einem eingehenden Verhör unterzogen wurde. Wie verlautet, soll die Vernehmung auf dem Anstalt darin liegen, daß Katanski ein Bruder oder Geliebter der Kalsjuschna verhaften und verschwinden ließ. In der Wohnung der Attentäterin wurden Proklamationen, nihilistische Broschüren und andere verbotene Gegenstände vorgefunden.

Russische ist „futsch“, das heißt durch die Kanonen der Admirals Courbet zusammengeschossen, ehe noch die französische Gesandte in Paris, den Staub des französischen Bodens von seinen goldgestickten Pantoffeln geschüttelt hat. Futsch ist das große Searajenal an der Mündung der Moskwa, wo die Chinesen ihre mit schwerem Geld erworbenen Krupp'schen Kanonen aufbewahren, um damit die Franzosen in die Flucht zu jagen, und nun hat ein Zug in die Richtung von Toulon in Grund und Boden verschossen. Die Franzosen halten nun nicht bloß die Kanonen, sondern auch die Insel Formosa unter ihrer Faust und es wird vorläufig abzuwarten, wie sich die Dinge nun weiter entwickeln werden. Aus englischer Quelle stammt ein Telegramm, welches von einer weiteren aber mißglückten Operation der Franzosen meldet, jedoch ungläubig ist. Es theilt uns mit, daß die französischen Panzerschiffe seien gestern Nachmittag 2 Uhr in die Mündung des Fluusses (?) eingelaufen, das französische Fort habe auf eine Entfernung von drei Meilen das Feuer auf dieselben mit Krupp'schen Geschützen eröffnet, die französischen Panzerschiffe hätten sich nach einer einstündigen Kanonade wieder zurückgezogen.

Paris, 23. August, 1884. (Original-Korrespondenz des „Berl. Volksbl.“)

Wir sind hier augenblicklich in eine scheinbare Ruhe eingetreten. Der Cholerafurchen beherrscht nicht mehr in dem Maße wie früher, die Gemüther, der Kongreß oder die Nationalversammlung, oder wie sich das Ding sonst noch nannte, das in Vertagung die Konstitution der Republik „revidirt“, hat seine Arbeit beendet, und die Kammer misammt dem Senat hat sich versagt, um sich von den „gesetzgebenden Strapazen“ zu erholen und in Ruhe täglich die 25 Franken betragenden Pensions zu verzehren. Ja, schäme Dich, großes Deutsches Reich, Du bist nicht im Stande, Deinen „gesetzgebenden Wäbürgern“ während der Dauer der „gesetzgebenden Thätigkeit“ Dämonen zu zahlen, trotz der Milliarden, während die Republik jeden ihrer Pöbel

und trat hinfort als Frau Montgomery auf und unter dem Schatten dieses, in England so weit verbreiteten Namens, ließ sie sich mit Francesca in einer bescheidenen Wohnung in einem kleinen Bäderladen nieder. Dort nahen und unterhalten, zeichneten und unterrichteten sie, um ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

## 20. Kapitel.

Sir James Wrigley wanderte mit einem sehr unglücklichen Gesicht durch die Barth'sche Besingung, deren Name mit jedem Jahre krieg und in dem Maße zunahm, als die große London sich näher und näher nach dem Gute hin ausstreckte.

Wrigley dachte im Gehen daran, daß diese Besingung ihm und seinen Erben gehören würde. Ach! Wenn der glückliche Tag erst da wäre! Wie wollte er im Golde wälzen, Welch ein fürstliches Vermögen häuften sich während des langen einfachen Lebens seiner Kaufmann und ihrer geschickten Verwaltung auf. Aber wollte denn diese Person niemals heirathen? fragte er sich in Bezug auf Nyra, die alle seine Kinder erzogen hatte, die für „unsern Aeltesten“ in glänzender Dienstenantpatent für „unsern Zweiten“ gekauft und „unsern Dritten“, der noch in Oxford Theologie studiert, die recht Familiensprüche verstanden hatte und die seiner jüngsten Tochter Pflegemutter war.

Als Wrigley weiter schritt, seinen Kopf nach vorn geneigt, seine Augen zu Boden gesenkt, seine rubelosen Finger an seinem Hüften ineinander gefaselt, stand plötzlich vor ihm dem Boden aufgestiegen, Tomm Betrigger vor ihm.

„Tom! Was führt Dich hierher?“

„Rein Gewissen, gnädiger Herr,“ erwiderte Tomm kühlvoll.

„Was, das heißt, daß Du Geld von mir erpressen möchtest? Du bemühest Dich umsonst, Freundchen. Ich halte die Hand für Dich in der Hand, mein Junge, und lann Dich und Deine Missethaten jeden Augenblick den Gerichten übergeben. Du erinnerst Dich doch, daß Du Feuillein Barth übergeben hast, ich Dir wiedererkennen. Wenn ich mit Dir die Sache recht überlegen so ist das Beste, was ich thun kann, Dich ohne weiteres den Gerichten zu überliefern.“

(Fortsetzung folgt.)

keiten, gleichviel, ob er Republikaner, Bonapartist oder Monarchist ist, täglich mit 25 Franken entlohnt, ob Sitzungen oder Ferien sind, gleichviel.

Aber, wird vielleicht der Eine oder Andere sagen, die französischen Deputirten arbeiten auch dafür im Schweige ihres Angeichts, — wenn sie bei der Arbeit sind.

Nun, in Bezug auf den Kongress wäre diese Behauptung richtig, da ich wirklich viel „gearbeitet“ worden, aber, wie ich bei der großen Hitze, welche herrschte, wohl von selbst verstand, es ist auch viel getrunken worden, soviel, daß die guten Franzosen sich selbst darüber verwundert haben.

Im Allgemeinen ist der Kongress so verlaufen, wie ich es in meinem vorigen Briefe schon angedeutet habe: er hat mit der Annahme der Regierungsvorlage geendet. Gleich bei Beginn der Verhandlungen ereignete sich ein Vorfall, der nachträglich noch zu erwähnen werth ist, da er die Natur der Franzosen, bei derlei Anlässen, kennzeichnet.

Minister-Präsident Ferry will die Regierungsvorlage mit einigen einleitenden Bemerkungen versehen, bevor die Versammlung alle konstituierenden Formalitäten beendet hat. Es erfolgt lebhafter Widerspruch, nichtsdestoweniger will der Ministerpräsident sprechen; es entsteht Tumult, den der Präsident der Versammlung zu beschwichtigen sucht; der Ministerpräsident will abermals zu sprechen beginnen, da springen fast sämmtliche Deputirte von ihren Sitzen auf, schreien wild durcheinander, gestikuliren mit den Armen in der Luft, und inmitten dieses Chaos springt der Deputirte von Lyon, Andrieux, auf die Rednertribüne und will auch sprechen; theilweises auf die Rednertribüne und will auch sprechen; theilweises auf die Rednertribüne begrüßt ihn. Der Präsident fordert ihn auf, die Tribüne zu verlassen; statt der Aufforderung Folge zu geben, versucht Andrieux von Neuem sich Gehör zu verschaffen: Rufe tönen aus der Versammlung: Herunter von der Tribüne! ohne daß sie sagen, wer herunter soll, ob Andrieux oder der Minister-Präsident, erhöhter Tumult. Der Minister-Präsident, ganz wüthend vor Born, stoßt den Deputirten Andrieux an, dieser stößt wieder, und inmitten dieser Verwirrung und Aufregung, in welcher Keiner sein eigen Wort verstehen konnte, steigt der Präsident der National-Versammlung seinen Hut auf und verläßt den Saal. Die Verhandlungen waren vertagt und Jeder war damit zufrieden. Dieses Davonlaufen des Präsidenten wiederholte sich während des Tages des Kongresses mehrere Male und immer mit demselben Erfolg.

Wenngleich diese Scene an und für sich schon höchst drastisch wirkt, will sie noch mehr, wenn man die Haupt-Akteure genauer ins Auge faßt. Audrieux war früher eifriges Mitglied der internationalen Arbeiterassoziation; dann später dienstfertiger Polizeipräsident unter den verschiedenen Ministerien: Ferry, Freycinet, Gambetta &c.; dann war er auch eine zeitlang französischer Gesandter am spanischen Hofe. Die traurigste Rolle hat er aber unabweislich als Polizei-Präsident von Paris gespielt. Er war es, welcher damals im Jahre 1880 das schändliche Austreibungs-Gesetz ausföhrte, gewaltthätig in die Häuser brach und die Invasoren vertrieb, er war es auch, welcher in demselben Jahre eine große Anzahl ausländischer Arbeiter, namentlich deutscher, bei Nacht und Nebel verhaften und gleich gemeinen Verbrechern im engen Jellenwagen über die Grenze bringen ließ. Auf sein Konto kommt die Affaire Hartmann, der damals beinahe an die russische Regierung ausgeliefert worden wäre, hätte sich nicht ein Sturm des Unwillens dagegen erhoben. Andrieux hat auch die Polizeihay vom 23. Mai 1880 auf seinem Gewissen, welche auf dem Bastillen-Platz und dem Pere-Lachaise sich abspielte und bei welcher Gelegenheit der Sohn Rodofort's von einem Polizisten einen Schießhieb erhielt, wofür der damals noch im Eril in Genf sich aufhaltende Rodofort mittelst Diktirsagen sich an Andrieux rächen wollte. Kurz dieser Andrieux hat eine traurige Polizeirole gespielt, wenn er auch als Polizeipräsident von Paris mächtiger als der Minister war. Aber auch seine Stunde kam und jetzt spielt er den Radikalen. Doch wird er als solcher wohl nicht viel Glück haben.

Der Ansturm gegen die unrepublikanische und undemokratische Einrichtung des Senats, wurde verschiedene Male von den demokratischen Republikanern unternommen doch all die vorgebrachten sichhaltigen Gründe vermochten nichts auszuwirken gegen die Regierungsmajorität, welche in diesem Falle von den Bonapartisten und Monarchisten wader unterstützt wurde. Dann sollte der Senat durch das gleiche Stimmrecht ernannt werden, während jetzt nur die Municipal-Räthe das Recht ausüben, den Senat zu wählen. Aber auch diese Anträge fanden vor den Augen der konservativen Mehrheit keine Gnade. Und diesmal war die Logik unzweifelhaft auf konservativer Seite. Denn wenn einmal die Vertretung der Aristokratie, welche doch im Senat, als der oberen Kammer, ihren Ausdruck findet, anerkannt ist, so ist das demokratische Prinzip durchbrochen, mithin ist das allgemeine gleiche Wahlrecht nicht anwendbar. Als willkürliches Resultat dieser ganzen Verhandlungen, ist nur die Aufhebung der öffentlichen Gebete zu betrachten.

Doch Ministerpräsident Ferry hat ja selbst im Laufe der Verhandlungen erklärt, daß man die Revision vorgenommen habe, um ihr nicht als Stichwort bei den nächsten Wahlen zu begegnen. Er dürfte sich arg täuschen. Durch die in Versailles gepflogenen Verhandlungen, ist die, in den breiten Schichten der Bevölkerung bestehende Unzufriedenheit, nur noch vergrößert worden. Alles hatte gehofft, daß die seit zwei Jahren herrschende Krise, Veranlassung sein werde, der Revision eine bestimmte Richtung zu geben, sie auf die Höhe der Zeit zu heben. Nichts von alledem, nur politisches Partei-Gesänk war auf der Tagesordnung. Wenn da die Meinung immer mehr um sich greift, daß nur ein reinigender Gewittersturm den Pesthauch der Korruption, die Epidemie der Gehnangellamperei beseitigen kann, so ist das allerdings nur zu erklärlich.

Als Beispiel will ich Folgendes erwähnen: Am letzten Sonntag, den 17. d. Mts., hatte das Syndikat der Möbelmacher eine außerordentliche Generalversammlung einberufen; Gegenstand der Beratung war die Geschäftsfrage. Beschllossen wurde, eine Kommission von 15 Mitgliedern soll eine genaue Statistik anfertigen, wie viel Arbeiter in gewöhnlicher Zeit in den Werkstätten beschäftigt seien, und wieviel gegenwärtig wirklich arbeiten. Dann sollte nicht etwa petitionirt werden, sondern das gewonnene Material sollte als Rene Tezel in den Zeitungen veröffentlicht werden. Daß, meine ich, ist eine deutsche Sprache. Ueber sonstige Münchhausenien ich anderes mal mehr.

### Lokales.

**a. Eine urkomische Straßenfigur** ist hier in Berlin der öffentliche Stiefelpuger. Wenn man auch von allen Seiten hört, daß Berlin Weststadt wird, so scheint trotzdem die Metropole der Intelligenz sich gerade in Bezug auf dieses Geschäft noch nicht zu dem berühmten Höhepunkt emporgeschwungen zu haben, von dem man in Berlin von allen Berlin-Einrichtungen zu sprechen gewohnt ist. Jedemal wird man bemerken, daß sich ein Trupp Kinder und Erwachsener da ansammelt, wo sich jemand auf der Straße die Stiefel wäscht. Der Berliner zeigt hierdurch, daß er trotz aller großstädtischen Einrichtungen im tiefsten Herzen immer noch einen Kleinbürgerlichen Zug bewahrt hat. Der Anblick eines Stiefelpugers auf der Straße muß dem Berliner doch etwas Interessantes bieten. sonst würde er demselben so wenig eine so große Aufmerksamkeit schenken, in Paris oder London fällt so etwas durchaus nicht auf. — Leiden und Freuden bringt das Geschäft des Stiefelpugers mit sich, aber wie sich seine äußeren Verhältnisse auch gestalten mögen, ein unwürdiger, nicht zu verwählender Humor zeichnet ihn immer aus. „Na, Herr Doktor, wollen Sie doch mal?“

so redet er den stiefelbesessenen Staatsbürger an. „Na, denn man immer ran, Herr Doktor! Für den Stiefelpuger scheint jeder Sterbliche — selbst wenn er noch niemals einen Anderen rasiert oder geschminkt hat — ein Doktor zu sein. Der Glanzbedürftige legt seinen Fuß auf die Bank, in demselben Augenblick haben sich auch schon verschiedene „Jungen“ versammelt, welche der Prozedur assistiren wollen. „Na, was wollt Ihr denn eigentlich hier, Bengels?“ so wendet sich der entrüstete Stiefelpuger an seine Zuschauer „habt Ihr nicht zu duhn? Du, Kothpog mach nicht so'n dummet Joch, Du siehst ja aus, als ob Dein Vater Armenvorfeser ist!“ Inzwischen ist der eine Stiefel eingeschmiert. „Scheene Stiebel, Herr Doktor, die kosten doch mindestens ihre fünfzehn Mark. Wat?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, fährt er wieder auf die Jungen los. „Wollt Ihr machen, daß Ihr wegkommt, oder Ihr kriegt gleich'n ganze Partie Wische int Gesicht!“ Bon den Jungen rührt sich Niemand, sie scheinen sehr gut zu wissen, daß die Drohung niemals ausgeführt wird. „Wisshen Se, Herr Doktor,“ fährt der unermüdliche Stiefelverschönerer fort, „Se flooden et vielleicht nich, aber ich habe wirklich mal eenen mit Wische injesert!“ Und nun erzählt er beim Blankpugen der Stiefel eine lange Geschichte, aus der man entnehmen kann, daß die Sache schließlich in Noabit zum Austrag kam, wo der „Schöffe mit die Predigermütze“ fünf Mark zur Sühnung der Heldthat beantragte, die dann auch durch Abfühung von einem Tuche fast in Verleberg prompt beglichen wurde. Bei der Erinnerung an die Gefilde Verlebergs ist der letzte Bürststrich gethan, der „Gepugte“ erlegt den billigen Preis für die Leistung, beide Theile sind besriedigt, der „Gepugte“ hat sein Amusement gehabt, der „Wischer“ hat seinen Nidel in der Tasche — möchten es täglich recht viele sein.

**Das Polizei-Präsidentium** hat den Magistrat ersucht, dafür Sorge zu tragen, daß die Umplasterung des Potsdamer Platzes jetzt nur soweit ausgeführt werde, als das Plaster bereits aufgerissen sei, und daß diese Arbeiten unter allen Umständen bis zum 1. September er. beendet würden, damit während der Parade an diesem Tage der Verkehr in keiner Weise auf dem Plage behindert sei. Die Wiederaufnahme der Arbeiten soll dann am 3. September erfolgen. Wenn also keine Parade wäre, könnte ruhig weiter gebuddelt werden?

**Das Projekt zur Kaiser Wilhelms-Brücke** über die Spree ist nunmehr seitens des Magistrats aufgestellt und wird demnächst zur Herbeiführung der ministeriellen Genehmigung dem Polizei-Präsidentium zugehen.

**N. Die Vorfisige Maschinenfabrik** an der Ecke der Eisener- und Schaufelstraße wird noch im Laufe dieses Jahres abgebrochen werden; auf dem Grundstücke sollen in Zukunft Wohnhäuser errichtet werden. Die in Noabit existierende Fabrik genannter Firma hat eine solche Ausdehnung angenommen, daß die verhältnismäßig wenigen Arbeiter, die jetzt noch in der Schaufelstraße beschäftigt sind, dort untergebracht werden können. Die nebenan belegene Fabrik von Gells wird jetzt schon abgerissen und werden auf dem Terrain ebenfalls Wohnhäuser aufgeführt.

**Der vielgenannte Kellner Larche**, unter dem Verbrecherramen Müller bekannt, auf dem seit Jahren der Verdacht lastete an der Ermordung der Wittve Vissauer im Jahre 1876 theilhaftig gewesen zu sein, ist bekanntlich vor einigen Monaten in Haft genommen worden, nachdem zu den schon aus der Gerichtsverhandlung gegen Didohoff bekannten Verdachtsgründen neue getreten waren. Die Kriminalpolizei hatte damals namentlich ermittelt, daß Larche sich eine vollständige Liste wohlhabender alleinlebender Personen beiderlei Geschlechts angelegt und bei einzelnen der notirten Adressen auch besuchsweweise vorgeprochen hatte. Nach Abschluß der Voruntersuchung waren die Akten mit dem Verdächtigen an die königliche Staatsanwaltschaft des Landgerichts I abgegeben worden. Wie das „B. Z.“ berichtet, ist Larche in diesen Tagen aus der Untersuchungshaft entlassen worden, da genügende Anhaltspunkte zur Ueberführung des hartnäckig Leugnenden sich nicht erbringen ließen.

**Mit dem Pferde gestürzt.** Am Sonntag Vormittag stürzte ein berittener Schugmann vor dem Hause Spandauerstraße 37 mit seinem im Schritt gehenden Pferde. Dasselbe glitt mit den Hinterfüßen auf einem eisernen Kanalisationsdeckel aus und fiel der Schugmann zwischen die Pferde und das rechte Vorderrad eines hinter ihm fahrenden Pferdebahnwagens. Durch sofortiges Bremsen des Wagens wurde er jedoch vor dem Ueberfahren bewahrt.

**z. In große Erstickungsgefahr** gerietzen in der vergangenen Nacht mehrere Bewohner des Grundstücks Zimmerstraße 37. Dort hatten sich in dem Kaminofenbäude der Pufffedernfabrikerei von Thiele Pufffedern, welche gefächelt worden waren, entzündet und der hierdurch entstandene Qualm war so intensiv, daß er in die gegenüberliegenden Wohnräume der Wittve Golberg drang und diese, sowie drei andere Personen in nicht geringe Gefahr brachte. Der Vorfall wurde glücklicherweise bemerkt und die Feuerwehr in der Lindenstraße alarmirt, welche kurz darauf erschien und eine weitere Gefahr durch Ausschlefen des Feuers beseitigte. Der Schaden ist nicht bedeutend.

**Ein Lebensmüder.** Am Sonntag Nachmittag wurde der Handelsmann Karl G. durch einen Schugmann betroffen, als er sich auf dem Hofe des Grundstücks Rosigstraße 26 mittelst einer starken Schnur erhängen wollte. Der Schugmann verhinderte dies und führte den Lebensmüden nach der Polizeiwache, woselbst er angab, aus Amerika zu kommen, um seine ihm durchgegangene Frau zu verfolgen.

**Das unglückliche Mädchen**, welches eines Stückes Seife wegen sich auf die Eisenbahnschienen warf, über welchen Vorfall wir vor einigen Tagen berichtet, ist nunmehr ihren Verletzungen erlegen. Uebrigens hatte das Mädchen das betreffende Stück Seife, dessen Besitz sie verleugnet, in das Mädchenkind und nicht einmal, wie gemeldet, in ihr eigenes Spind gelegt.

**Ein schredlicher Unglücksfall** ereignete sich gestern Vormittag auf dem Grundstück Gipsstraße Nr. 21. Dasselbst wohnt in der zweiten Etage die Familie eines Postbeamten, zu welcher auch ein 1 1/2 Jahr alter Knabe gehört. Die Mutter sah gerade aus dem Fenster, als eine erwachsene Tochter mit einem großen Paket nach Hause zurückkehrte. Diese winkte die Mutter herunter, um ihr beim Ein-auftragen des Pakets behilflich zu sein. In dem Augenblick nun, als die Mutter aus der Wohnung getreten, war das vorgedachte Kind aus dem Fenster gegangen, hatte sich aus demselben gelehnt und stürzte, das Gleichgewicht verlierend, auf die Straße hinab, wo es mit jerschnittenen Gliedmaßen liegen blieb. Der Tod des unglücklichen Knaben soll sofort eingetreten sein. Der Schmerz der Mutter, als sie kurze Zeit darauf in die Wohnung zurückkehrte und das Unglück gewahrt wurde, war ein entsetzlicher und ersatte sämmtliche unfreiwillige Zuschauer des traurigen Vorfalles.

**2. Brutalität.** In einem Schanklokal der Zeughoßstr. entstand in der Nacht vom 24. zum 25. d. M. beim Hinausführen eines Gastes, des Kellners L., welcher sich im Lokal unpassend betragen hatte, ein Gedränge. Eine Frau A., welche ihren 15jährigen Sohn aus dem Gedränge herausziehen wollte, erhielt plötzlich und ganz unerwartet von dem Hinausgebrachten einen starken Schlag mit einem Messer oder einem anderen scharfen und harten Gegenstand auf den Kopf, wodurch sie eine nicht unerhebliche Verwundung erlitt. Die Verletzte mußte sich sogleich in ärztliche Behandlung begeben, und der Schläger L. wurde zur Haft gebracht.

**N. Ein jugendlicher Ausreißer.** Der 18jährige Sohn des an der Ecke der Leipziger- und Charlottenstraße wohnenden Kaufmanns Sch. ist auf einer Exkursion nach Holland daselbst ausgegriffen, hierher zurücktransportirt und gestern

seinen Eltern wieder zugeführt worden. Der junge Mensch, von dem Wunsche getrieben, Amerika kennen zu lernen, ist frühzeitig von seinem Vorhaben abgehalten worden. Die besorgten Eltern, welche durch die Zeitungen in Erfahrung gebracht, daß ein junger Mensch sich an der Stralauer Brücke ein Boot gemietet, welches schließlich herrenlos zurückgebracht wurde, hatten am Sonntag auf ihre Kosten den Rummelsburger See absuchen lassen. Dieselben glaubten, daß ihr Sohn ertrunken sei.

**Was in Berlin nicht alles gestohlen wird.** Dem Zahnkünstler R. ist in der Nacht zum 23. d. M. sein an dem Hause Dranienstraße 71 fest angehängenes gewesene Schaukasten enthaltend verschiedene Gebisse im Werthe von 155 M., gestohlen worden. Der bisher nicht ermittelte Dieb hat den Kasten mit Gewalt losgerissen.

**N. Auf die Ergreifung des Brandstifters**, welcher in der Nacht vom 14. zum 15. d. M. das auf dem Grundstücke der verortweten Landwirthin Wanglad in Nixdorf, Richardsplatz Nr. 24 stattgehabte Feuer veranlagt hat, hat der Amtsvorsteher Roddin eine Belohnung von 450 M. ausgesetzt.

**Abgefahrter Fiederer.** Der Schuhmacher R. wurde heut zur Haft gebracht, weil er in der Nacht zum 25. d. M. dem Bildhauer P., welcher sich in angegrunkenem Zustande auf eine Sicintreppe in der Badstraße gelegt hatte und eingeschlossen war, die Uhr und Kette abgehakt und entwendet hat. Ein vorübergehender Kaufmann, welcher die That des R. beobachtet hatte, veranlaßte dessen Festnahme.

**g. Wieder etmal!** In dem an der Müller- und Gerichtstrafen-Ecke belegenen städtischen Park wurde in der Nacht vom Sonntag zum Montag ein Arbeiter ausgeraubt, welcher sich, nachdem er am Nachmittag mit mehreren Freunden am Regelspiel Bestreung gesucht, auf dem Nachhauseweg auf eine Bank des erwähnten Parks gesetzt hatte und dort eingeschlafen war. Diese günstige Gelegenheit benutzten Diebe, um den Schlafes tüchtig zu erleichtern. Denn als er erwachte, vermehrte er nicht nur seine Taschenuhr mit Kette, sondern auch sein Portemonnaie mit ca. 21 M. Inhalt. Von den Thätern fehlt jede Spur. Es wäre zu wünschen, daß die Polizeibehörde auch in diesem Park mehrere Beamte stationirte, da sich gerade dort während der Nacht zahlreiches Gefindel aufzuhalten pflegt.

### Geriichts-Zeitung.

Ein besonders bemerkenswerther Anlagfall wegen intellektueller Urkundenfälschung, wegen Verleitung falschen Namens und Vergehens gegen die Gewerbeordnung gelangte heute gegen den Badergejellen Heinrich Julius Wösfiler vor der zweiten kabinirten Ferienkammer hiesigen Landgerichts I. zur Verhandlung. Der bereits mehrfach wegen Betrugs vorbestrafte Angeklagte hatte mit Zustimmung des ihm bekannt gewordenen Arbeiters Reichelt auf dessen Namen den Gewerbebetrieb als Druckstriftenerkläurer zur Steuer angemeldet und auch auf diesen Namen die polizeiliche Genehmigung dazu erhalten. Er selbst wurde mangels jeglichen Legitimationspapiers die erforderliche Erlaubnis niemals erhalten haben. Im vorigen Jahre hatte sich der Angeklagte beim Verkauf von Druckstriften einer Polizeikonvention schuldig gemacht und da er sich dabei das Nationale des Reichelt beigele, so wurde auch dieser mit dem Strafmandat über 5 M. ev. 1 Tag Haft bestraft. Reichelt ließ die Sache auf sich beruhen und mußte schließlich, da die Strafe nicht erlegt worden war, wohl oder übel den Tag Haft abtügen. Als sich der Angeklagte zu Ostem d. J. zum zweiten Mal eine Convention schuldig machte und auf dem Polizeibureau das Nationale des Reichelt angab, war dieser nicht mehr so gutmüthig, für ihn eine weitere Strafe zu erleiden. Auf dessen Angaben vor dem Schöffengericht wurde der obige Sachverhalt ermittelt, der Angeklagte in Haft genommen und wegen obiger Straftathen unter Anklage gestellt. Mit Rücksicht darauf, daß ein Unschuldiger wegen des Vergehens der intellektuellen Urkundenfälschung in der Bewirkung der falschen Eintragungen bei der Polizei- und bei der Steuerbehörde, eine Strafe abbüßen mußte, verurtheilte der Gerichtshof den Angeklagten wegen dieses Vergehens zu drei Monaten Gefängnis, wegen der beiden anderen Straftathen erkannte er auf 10 resp. 5 Mark ev. 2 resp. 3 Tagen Haft, welche Strafe er durch die erlittene Untersuchungshaft als verbüßt erachtete.

### Arbeiterbewegung, Vereine und Versammlungen.

Bei der Volksversammlung, welche am Sonntag für den 6. Wahlkreis in der Norddeutschen Brauerei tagte, hätte sich beinahe das Prognostikon, das der Stadt. Ewald längst den Arbeiter-Versammlungen dieses Kreises — Verbot oder Auflösung — stellte, verwirklicht. Während man seitens der überwachenden Beamten im 2., 3. und 4. Wahlkreise nichts Anstößiges in der Proklamirung der Arbeiter-Kandidaten fand, scheint im 6. der Name Hafenclewer eine „auflösende“ Wirkung auszuüben. In den recht zahlreich besuchten Versammlung hatte der Stadt. Ewald einen Vortrag über „die Stellung der Arbeiter zu den verschiedenen Parteien“ gehalten; eine Resolution, welche das Einverständnis der Versammelten mit den Ausführungen des Redners betonte und zur Wahl eines Arbeiterkandidaten aufforderte, war anstandslos genehmigt worden, als aber der Referent in seinem Schlusssatz den Namen des betreffenden Kandidaten „Wilhelm Hafenclewer“ nannte, erhob sich der überwachende Polizeibeamte um — wie man allgemein annahm — die Auflösung auszusprechen. Doch ehe der Beamte die inhaltschwachen Worte über die Lippen bringen konnte, erklärte der Vortragende, wie die „Berl. Ztg.“ schreibt, die Versammlung für „geschlossen“. Mit stichtlicher Besriedigung brach die Menge in brauende Hochrufe aus Hafenclewer aus, ergoß sich dann in den geräumigen Garten, wo beim Glase Bier noch lebhaft geplaudert wurde.

Der Fachverein der Buchbinder und Lederarbeiter hielt vorgestern im Vouisenstädtischen Konzertsaal, Alte Jakobstraße 37a, seine regelmäßige Versammlung ab, welche auch von den zur Zeit hier anwesenden Delegirten zur „Central-Kranlen- und Sterbekasse“ besucht war. Die Versammlung, welche zunächst über die Erweiterung der „Leipziger Buchbinder-Zeitung“ berieth, nahm mitunter einen sehr kühnen Charakter an, da die fremden Gäste mit der Verlegung der Redaktion nach Berlin nichts weniger als einverstanden waren. Zur Beschlussfassung hierüber kam es nicht. Sodann wurde der Versammlung mitgetheilt, daß von Stuttgart aus ein Kartell-Vertrag der Fach- und Unterstüßungs-Vereine der Buchbinder &c. entworfen und dem Abschluß nahe sei. Zur Lohnbewegung referirte der Buchbinder Michelsen. Derselbe führte aus, daß die Nothlage der Buchbinder und Lederarbeiter gegenwärtig eine so große sei, daß mit der energischen Forderung von Lohnerhöhungen nicht zu lange mehr gezögert werden könne. In der Album-Branche würde man sicher schon vorgegangen sein, wenn man es nicht mit Rücksicht auf die diesjährigen Abschlüsse der Fabrikanten unterlassen hätte. Die fremden Delegirten warnten entschieden vor Incentung eines allgemeinen Streikes in absehbarer Zeit, da der Berliner Fachverein noch zu jung und die Rasse zu schwach sei. Der Delegirte von Offenbach erklärte, daß die dortigen Lederarbeiter beim Eintritt in den Strike von 1881 einen Fond von 5000 Gulden besaßen und trotzdem nach Beendigung des nur fünf Wochen gewährten Streikes eine Schuldenlast von 3000 Gulden zu tilgen gehabt hätten. Schließlich wurde dem Buchbinder Michelsen unter der Retoirung, daß er in Folge seiner agitatorischen Thätigkeit keine Beschäftigung mehr in Berlin er

halten könne, eine wöchentliche Unterstützung von 20 Mark bewilligt.

**Eine öffentliche Schuhmacherverammlung** beschloss sich am Montag Abend in Randel's Salon (Brunnenstraße), unter Vorsitz des Herrn Pappe, mit dem Reichs-Krankenfassen-Gesetz. Stadtverordn. Ewald, welcher über den zur Tagesordnung stehenden Gegenstand referierte, führte aus, daß die Arbeiter heutzutage Alles auf ihre Ehre halten und es für schmachvoll erachten, der Gemeindeversicherung anzugehören, weshalb Referent kurz über die Gemeindefassen hinwegging. Diejenigen Klassen, welche für den Handwerker am Meisten in Betracht kommen, sind die Ortslassen. Diese wären aber nicht im Stande, den an sie gestellten Anforderungen zu genügen, außerdem würden die Mitglieder derselben, durch die Teilnahme der Meisten geschädigt, sodas die Ortslassen ebenfalls, wie Fabrik- und Baufassen sich für die Arbeiter als ungenügend erweisen. Die einzig empfehlenswerten Klassen seien die freien Hilfslassen und bei der ambulanten Lebensweise der Schuhmachergesellen vornehmlich eine zentralisierte Hilfsklasse. Unter dem Berliner Handwerkerstande webe ein starker freirechtlicher Wind und der knappe Rest von Freiheit, der noch verblieben sei, müsse mit allen Kräften gewahrt werden, und die freie Selbstverwaltung sei nur in den freien Hilfslassen möglich, weshalb Referent dringend den Beitritt zu einer solchen empfahl. Herr Pappe konstatierte, daß bei der Ortsklasse der Schuhmacher, welche ca. 3000 Mitglieder zählt, 700 Exclusionen vorkommen und trotz ihrer Beiträge Viele nicht lasserberechtigt sind; die freie Hilfsklasse, die sich gebildet, war nur von dem Bestreben geleitet, die freie Selbstverwaltung zu wahren, wenn dieselbe jetzt nicht leistungsfähig und lebensfähig sei, so würde sie keinen Augenblick zögern, sich der Zentralkasse anzuschließen und forderte derselbe auf, recht zahlreich der Zentralkasse beizutreten, als deren Bevollmächtigter er fungiere. Die in der Versammlung herrschende Stimmung dokumentierte sich in folgender, nach längerer Diskussion angenommenen Resolution: „Die heute in Randel's Salon, Brunnenstr. 129, tagende öffentliche Schuhmacherverammlung erklärt sich mit den Ausführungen des Referenten einverstanden und verpflichtet, mit allen Kräften für die Zentralkasse einzutreten und für dieselbe zu agitieren.“

**Eine sehr zahlreich besuchte Versammlung** von Mitgliedern der Kranken-, Sterbe- und Unterstützungs-kasse der Cigarren-Arbeiter (Alte Kasse) zu Berlin disutierte beufus definitiver Entscheidung am Montag, Grenadierstr. 33, über den Massenaustritt aus dieser Kasse und über die Frage: Welcher Kasse schließen wir uns an? — Herr Kemmer, der das Referat erstattete, theilte mit, daß die von der Generalversammlung beauftragte Umwandlung der Kasse in eine freie Hilfs-kasse eingesetzte Kommission, nachdem ein Rechtskundiger sie darüber belehrt, daß diese Umwandlung nach dem Gesetze unzulässig ist, auf seinen (des Referenten) Antrag beschlossen habe, durch ein Birkular diejenigen Mitglieder der Kasse, welche in Zukunft lieber einer freien Hilfsklasse, als der nach dem Krankenlastergesetz einzurichtenden Ortsklasse, angehören wollen, zu veranlassen, daß sie aus der Kasse austreten zu wollen sich bereit erklären. Da nun aber seitens des Vorstandes der zentralisierten freien Hilfsklasse der Tabakarbeiter in Hamburg der Bescheid (Referent verlas denselben) eingegangen sei, daß die zentralisierte Kasse eine bedingungslose Aufnahme nur den Mitgliedern der freien Hilfslassen zugestehen, welche in der Lage sind, mit ihren gesammelten Aktiven und Passiven beizutreten zu können, so sei die Kommission der Ansicht, daß die Kollegen, welche entschlossen sind, aus der alten Kasse auszutreten, nichts Besseres thun können, als der hier in Berlin seit 1872 bestehenden freien Krankenkasse der Cigarren-Arbeiter (E. & K.) beizutreten. Die anwesenden Mitglieder des Vorstandes dieser Kasse gaben die Erklärung ab, daß eine bedingungslose Uebernahme der vollberechtigten Mitglieder der alten Kasse vom Ausschuss ihrer Kasse beschlossen sei, daß aber der Vorstand die eine Bedingung einer Karenzzeit von 4 Wochen beantragt habe. Die Generalversammlung werde um so mehr geneigt sein, diesen Antrag anzunehmen, je größer die Zahl der ihren Beitritt anmeldenden Mitglieder der alten Kasse sein werde. Nach langen sehr lebhaften Debatten wird eine von Herrn Seholz eingebrachte Resolution, in welcher die Versammlung sich mit den Ausführungen des Referenten einverstanden erklärt und beschließt, daß die austretenden Mitglieder der neuen freien Hilfsklasse beizutreten mögen, mit allen (etwa 150) gegen 10 Stimmen angenommen.

**Die Generalversammlung der Tischler** am Montag Abend im Konzerthaus „Sanssouci“, Rottbuhnerstraße, war von 600 bis 800 Theilnehmern besucht, unter denen sich auch eine erhebliche Anzahl der zur selben ausdrücklich eingeladenen, zur Zeit zum Tischler-Innungs-Verbandtag delegierten auswärtigen und hiesigen Innungsmeister befand. Den Gegenstand der Verhandlungen bildete der bekannte Punkt 6 der Tagesordnung des Innungs-Kongresses, betreffend die fortgesetzte sich steigenden Gesellenforderungen und die Stellungnahme des Kongresses zu denselben. Herr Koedel als Referent der Versammlung konstatierte unter Anderem, daß von einer „fortgesetzten Steigerung“ der Gesellen-Forderung weder hier noch auswärts die Rede sein könne, da es sich hauptsächlich nur um eine Ausgleichung der oft unmäßigen Lohnverschiedenheiten und um Regelung resp. mäßige Verlängerung der Arbeitszeit handle und gehandelt habe. Auch erwähnte er die anwesenden Kongress-Delegierten, sich den qu. Antrag auf Einführung der Arbeitsblätter wegen der Schädlichkeit und Ungerechtigkeit derselben vor etwaiger Annahme sehr ernst zu überlegen, resp. ihn zu verwerfen. An der Debatte beteiligten sich von den anwesenden vier hiesigen Meistern, den Herren Bischoff, Eisenhardt (der keiner Innung angehört), Hildebrandt und Diefeld, der drittgenannte, von den auswärtigen Meistern Herr Ladewig aus Stettin, die sich im Großen und Ganzen ziemlich gesellenfreundlich und zustimmend zu den Forderungen der Gesellen aussprachen und möglichstes Zusammengehen derselben gegen die große Kapitalmacht empfahlen. Von den Rednern der

Gesellschaft, u. A. den Herren Enke, Alose, Künzel, wurde übrigens den stark illusionären Herren Künstlern manche werbe Wahrheit entgegengehalten.

**Den Mitgliedern der Central-Kranken- und Sterbekasse** der Schuhmacher und verwandten Berufsgenossen Deutschlands zur Nachricht, daß Mittwoch den 27. d. M. Abends 8 Uhr eine Mitglieder-Versammlung im Restaurant Teichert, Neue Grünstraße 32, stattfindet. Tagesordnung: Wahl eines Delegierten zur Generalversammlung, Anträge zur Statuten-Änderung. Neue Mitglieder werden vor der Versammlung aufgenommen.

**Eine große öffentliche Versammlung der Möbelpolierer** Berlins findet am Mittwoch, den 27. August bei Breuer, Gr. Frankfurterstr. 74-75, Abends 8 Uhr statt. T. O. 1. Bericht der Kommission über Kranken- und Sterbekasse. 2. Beschlußfassung der Kommission. 3. Verschiedenes. Zahlreiches Erscheinen der eingeschriebenen Mitglieder ist nothwendig. Zur Deckung der Unkosten kann ein Entree nach Belieben gezahlt werden.

**Arbeiter-Bezirks-Verein Gluckauf.** Am Sonntag, den 31. August, früh 7 Uhr, vom Görtzter Bahnhof: Herren-Partie nach Grünau. Um pünktliches und zahlreiches Erscheinen der Mitglieder wird ersucht.

### Vermischtes.

**Eine nette Familie.** Wir erwähnten jüngst, daß der Herzog von Persigny, Sohn des napoleonischen Ministers, bei den Gerichten den Antrag einbrachte, seine Mutter Fr. Lemogne, frühere Herzogin von Persigny, unter Kuratel zu stellen. Diesem Antrag hat das Gericht Folge gegeben. Die zärtlichen Kinder fanden nämlich, die Mama, deren Sclandaltprozeß mit Schneiderinnen und Modistinnen unter dem Kaiserreich noch in vieler Erinnerung leben, ginge mit den vererbten Millionen zu verschwenderisch um und könnte bald ihre 300,000 Fr. Rente mit Stumpf und Stiel aufgezehrt haben und wieder so arm werden, wie sie es vor wenigen Jahren war, als ihre einträglichen Lieferanten ihr Almosen spenden mußten. Den Anstoß zu der Klage gab der Bau einer japanesischen Villa bei Nizza, für welche Frau Lemogne nicht nur das Material durch einen ihrer Schwiegeröhne aus Yeddo kommen ließ, sondern auch noch Diener bestellt hatte, die in einem Gartenpavillon Thee brauten und servierten. Belegte Villa sollte nach den Vorschlägen der Architekten 1100,000 Franken kosten und wird jetzt unvollendet bleiben. Die Mutter jener Verschwenderin war besondlich die geizige Herzogin von der Moskwa, eine Tochter Louis Foulds. Eine Tochter der Wittve Persignys ist jene Baronin (?) Friedmann, welche vor wenigen Jahren der Wechsel-fälschung angeklagt war.

**Barmen, 23. August.** Ein entsetzlicher Unglücksfall hat sich heute Nachmittag hier ereignet. Auf einem Anstreichergerüst an der Fischerbaleistraße arbeiteten drei Anstreicher, als plötzlich das Gerüst brach und die Arbeiter aus der Höhe des dritten Stocks aufs Pflaster stürzten. Zwei derselben erlitten Schädelbrüche und waren auf der Stelle todt. Der dritte wurde zwar noch lebend ins Krankenhaus befördert, doch sind auch dessen Verletzungen so schwer, daß an seinem Auskommen gezweifelt wird.

**Russisches.** Die halbe Straßenbeleuchtung ist jüngst in Klin gestohlen worden, einer im Gouvernement Moskau gelegenen Kreisstadt mit circa 7000 Einwohnern. Sie besitzt nämlich überhaupt nur — zwei Laternen, eine auf der Moskauer Brücke und eine auf dem Stadtplatz, so daß also auch dort der Hauptkontrahent für Straßenbeleuchtung — der Mond ist. Die Laterne auf der Moskauer Brücke ist nun vor einigen Wochen sammt dem Laternenposten spurlos verschwunden und trotz eifrigen Suchens bisher auch nicht wieder gefunden worden. Die Wälder der Stadt vermögen sich aber zur Aufstellung einer neuen Laterne nicht zu entschließen, weil dieselbe — ein hübsches Zeugniß für die öffentliche Sicherheit in Klin! — doch wohl bald das Gesicht ihrer Vorgängerin theilen würde. Dabei sind die Straßen in Klin, wie die „Sonn. Jm.“ berichtet, in einem solchen Zustande, daß das Passiren derselben nicht nur im Finstern, sondern selbst am Tage lebensgefährlich ist.

**Die gefangene Braut.** Die „Grazer Tagespost“ erzählt aus Graz unter Verbürgung der Wahrheit ihrer Mittheilungen: Ein zwanzigjähriges Mädchen, Tochter eines Fabrikvermeisters zu Graz, hatte als Mitglied eines geselligen Vereins vor kurzer Zeit das Malheur, sich in einen jungen Mann zu verlieben und wieder geliebt zu werden, was zur Folge hatte, daß der junge brave Mann, welcher einen wöchentlichen Verdienst von 15 bis 20 Gulden aufzuweisen hat, somit einen eigenen Hausstand zu gründen in der Lage ist, in aller Form bei den Eltern um die Hand der Tochter anhielt. Der Vater, welcher lange den Plan in sich trug, seine Tochter nur zur Frau seines guten, aber bejahrten Freundes zu machen, war über die Werbung des jungen Mannes außer sich und versuchte alles Mögliche, die jungen Leuten von dem Gedanken einer Heirath abzubringen. Doch was vermag der Mensch gegen den Starrsinn eines verliebten und geliebten Mädchens. Es mußte ein außergewöhnliches Mittel gesucht werden und wurde ein solches auch in einem hiesigen Frauenkloster gefunden. Gelegentlich eines Spazierganges wurden von der Familie auch die Nonnen in dem bekannten Kloster besucht und die neuesten Räumlichkeiten daselbst gesehen. Da wollte es der „Zufall“, daß das Mädchen, welches man mit besonderer Freundlichkeit auf einzelne Gegenstände aufmerksam machte, in einem Zimmer als Letzte der Gesellschaft zurückblieb. Blüthlich schlossen sich schnell die Thüren, so daß die Arglose trotz Rufens und Weinens sich als Gefangene betrachtend mußte. Nach einiger Zeit erschienen zwei Nonnen, entledigten die Gefangene trotz ihres energischen Protestes der weltlichen Kleider und verwanndelten die weltliche Braut in eine unfreiwillige geistliche. Der Gefangenen wurde strengstes Schweigen geboten und man gab ihr zwei Nonnen zur fort-

währenden Beaufsichtigung bei. Doch das auffällige Verschwinden des Mädchens wurde in wenigen Tagen bemerkt und von Freunden zur Anzeige gebracht. Die Sicherheitsbehörde leitete die entsprechenden Schritte ein und nach versuchter Verleugung des Geschehenen wurde das Mädchen von Seite des Klosters erst ausgeliefert, nachdem eine eventuelle Verhaftung der theiligten Persönlichkeiten in Aussicht gestellt worden war. So geschah im Monate August 1884.

**PN. Krapotkins Kasse.** Die Geschichte — oder die Sage berichtet, daß Belisson, der Freund des Finanzministers Louis XIV., Fouquet, als er die Ungnade des Freundes theilte, in seinem Gefängniß eine Spinne „erzog“ und sich auf diese Art die bitteren Hoffstunden zu vertreiben verstand. Der russische Sozialist Krapotkin, den Herr Ferry trotz aller Fürbitten und Schritte im Zuchthause von Clairvaux festhält, hat, wie er der „Revue scientifique“ berichtet, in seiner Zelle ein Kästchen dreifüßig, und der Gefangene weiß die Intelligenz dieses Thierchens nicht genug zu rühmen. Dasselbe weiß bereits die verschiedenen Signalgeläute für Aufstehen, Suppenertheilung, Lichtauslöschung u. s. w. von einander zu unterscheiden und entwickelt, wenn es sich um Spielen handelt, eine erstaunliche Schalkhaftigkeit. — „Jeden Abend,“ so erzählt Krapotkin, „kühnt das Thier durch Laute seine Wünsche: Die Verschieden-Partie oder das Schnurpringen zu beginnen. Frage ich es, willst du Milch, willst du Fleisch, so zieht es sich knurrend in eine Ecke zurück, so wie ich aber das Wort „Schnur“ ausspreche, hüpf mein Genosse vor Freude, und das Verschieden spielt die Kasse gerade so wie ein Kluges Kind und verbirgt sich am liebsten hinter dem eisernen Gitter. Krapotkin behagt die dieser Gelegenheit die von verschiedenen Autoritäten aufgeworfene Frage, ob die Thiere, besonders die Kagen, ihr Bild im Spiegel zu sehen vermögen. Ja, sie sehen das-selbe, vermögen es aber nicht zu erkennen. Als die Gefangenen-Kasse ganz klein war, hielt ihr Krapotkin ein kleines Spiegelchen vor Augen, und die Kasse that, als vermute sie darin eine Kollegin; sie tappte nach der Erscheinung, hüpfte behende, um sie zu fassen, kurz, sie benahm sich ganz und gar so, als wäre sie der Anwesenheit einer zweiten Kasse gewiß. Auch heute trachtet sie, mit dem Spiegelgläschen bekannt zu werden, und ihre „salto mortale“ bilden allabendlich die wesentlichste Zerstreuung des Häftlings.

**Meuterei in einem Frauengefängniß.** Vor einigen Tagen entstand in der Strafanstalt für Frauen von Alcala, 6 Kilometer von Madrid, eine Meuterei unter den Weibern. Nachdem die 923 Sträflinge Soldaten, Wächter und barmherzige Schwestern aus dem Gebäude vertrieben hatten, schloffen sie alle Gitter und Thüren und verbarrikadeten sich im Innern. Sie bestanden Vorräthe für eine geraume Zeit hinaus, da sie sich auch der Vorrathskammern bemächtigten. Abgegeben von einigen Messern haben sie keine Waffen, allein sie haben das Pflaster überall aufgerissen, wo ein solches existirt, und es selbst ihnen mithin nicht an Munition zum Angriff. Zur Wehrtheidung wollen sie die Kinder unter drei Jahren benutzen, die sie nach dem Gefängnisreglement bei sich behalten durften. Sie ernannten eine Junta und übertrugen ihr die unbeschränkte Leitung ihrer „Festung“ in Zivil- und Militärsachen. Der Widerstand dauerte schon einige Tage, und da das Jurden nichts nützte, so wurde jetzt zur militärischen Belagerung des Gefängnisses geschritten. Zu diesem Zwecke mußten 50 Mann Gendarmen oder Pioniergarden von Madrid abmarschieren, da die Belagerung von Alcala nicht genügt. Man will nur die Gefängnisthore angreifen, um die Beachtung der Weiber auf diesen Punkt zu lenken, während Geniesoldaten die Mauer auf einer andern Seite aufbrechen werden. Die Soldaten haben den Befehl, nur mit Bajonetronen zu schießen, allein es wird nicht ohne Blutvergießen abgehen, da von den wüthenden Weibern verzweifelter Widerstand geleistet werden wird. Die Ursache der Meuterei war die Ernennung eines Kontinentalers, der den Weibern mißfiel, und bei den Unterhandlungen hatten sie sich immer gewogen zum Gehorsam zurückzulehren, sobald man ihnen diesen Mann aufzwingen wollte.

**Als Sommer-Anekdote** geht jetzt folgende Geschichte durch die Zeitungen: Ein Schulinsektor kommt im Winter während der Schulzeit in ein Dorf und trifft eine große Anzahl der schulpflichtigen Jugend, welche sich auf dem Giebel des Dorfschulhauses belustigt. „Warum seid ihr denn nicht in der Schule, Kinder?“ fragte der Schulinsektor. Wie aus einem Munde schallt ihm die Antwort entgegen: „Mer dessen nicht, mer ha'n die Wästern.“

**Die „Heilsarmee“ im Gesicht.** In dem Seebadeort Borthing fanden während der letzten drei Tage ernste Zusammenstöße zwischen den Salutisten und ihren heftigen Gegnern, den Mitgliedern der sogenannten „skelton“ Armee statt, wobei Schüsse abgefeuert, viele Personen verwundet und die Wohnungen mehrerer Salutisten demolirt wurden. Die Ordnung wurde schließlich durch eine aus dem benachbarten Borthing requirirte Abtheilung Dragoner wiederhergestellt.

**Die Elektrizität** dürfte in Kurzem die Dampfkraft beim Drucken von Zeitungen ersetzen. In Amerika ist bereits der Versuch damit gemacht worden und ist derselbe außerordentlich erfolgreich gewesen. Die in Lawrence erscheinende Zeitung „American“ ist das erste Tagesblatt in den Vereinigten Staaten, welche ihre großen Vorischen Druckpressen durch elektrische Kraft in Betrieb setzen ließ.

### Briefkasten der Redaktion.

**E. M. 1000.** Sie sind nicht mehr zur Rückgabe verpflichtet, da Geschenke nur innerhalb sechs Monaten zurückgefordert werden dürfen.  
**R. R. Fruchtstraße.** Sie geben ja garnicht an, welche Kasse Sie beitreten wollen. Wiederholen Sie gefälligst Ihre Anfrage, aber deutlicher.  
**A. Salmstraße.** Die Reichstagsabgeordneten erhalten keine Diäten.

### Arb.-Bez.-Verein d. Friedrichstadt. Versammlung

am Donnerstag den 28. August cr., Abends 8 1/2 Uhr, im Lokal Rauerstraße Nr. 86.  
Tages-Ordnung:  
1. „Die Stellung der Mittelklassen im modernen wirtschaftlichen Kampfe.“ Referent: Herr Schriftsteller Schwennhagen.  
2. Verschiedenes. Fragelasten. Aufnahme neuer Mitglieder.  
Gäste sind stets willkommen. Der Vorstand.

### „Demokratischen Blätter“

Einladung zum Probe-Abonnement auf die  
Herausgegeben von Benzmann und Dr. Phillips.  
Für den Monat September beträgt das Abonnement 70 Pfennige.  
Die „Demokratischen Blätter“ sind durch alle Postanstalten zu beziehen; sie sind eingetragen im 11. Nachtrag des Post-Zeitungs-Kataloges unter Nr. 1215a.  
Wir eruchen alle Freunde des neuen Unternehmens, für die Verbreitung der „Demokratischen Blätter“ in den Kreisen unserer Gesinnungsgenossen bemüht zu sein.  
Die Expedition der „Demokratischen Blätter“.

Die Buchdruckerei  
von  
**MAX BADING**  
Beuthstrasse 2  
empfiehlt sich  
zur Anfertigung sämtlicher  
Druckarbeiten,  
in geschmackvoller Ausführung zu soliden Preisen.

Die statistischen Wahltafeln  
sind soeben erschienen und in der Expedition des „Berliner Volksblatt“, Zimmerstr. 44, zu haben.

**Theater.**  
Mittwoch, den 27. August.  
Opernhaus: Margarethe.  
Schauspielhaus: Der Bibliothekar.  
Deutsches Theater: Geschloffen.  
Neues Friedrichs-Wilhelmsstädtisches Theater: Der Marquis von Rivoli.  
Ballner-Theater: Hotel Blancmignon.  
Ostend-Theater: Ein Gottesurtheil.  
Bathalla-Operetten-Theater: Ranon.  
Luisenstädtisches Theater: 118. Opern-Vorstellung. Oberon.  
Central-Theater: Dorf und Stadt.  
Central-Theater: Jäger-Liebchen.

**Arbeitsmarkt.**  
Frauen und Mädchen können Mantelnähen lernen (unentgeltl.). Nachher dauernde Beschäftigung.  
Garmisen, Langestr. 22, Hof 1 Tr. 1.

Ein tüchtiger Cigarren-Arbeiter sucht Beschäftigung mit oder ohne Wickelmacher. Ver. Adr. A. Drescher, Brunnenstraße 144, Seitenflügel.

Ein j. geb. Seher, auch tücht. Stempelfeher, sucht sofort Stellung. Off. unter E. L. an die Exped. d. Bl.

Die Nr. 7 der humoristischen Blätter „Der wahre Jacob“ ist erschienen und in der Exped. d. „Berl. Volksbl.“ zu haben.  
Verantwortlicher Redacteur A. Cronheim in Berlin. Druck und Verlag von Max Bading in Berlin SW., Beuthstraße 2.

Nr. Die nur u und selb Jun gang d neue K Kestung deno u Blarhan cher in a wählen sieren, bi welcher e Ein Zehnll. Eine Ar worden, i erachtet werden Ju und Ar durch ablen (Maien) nicht blo per hdden den Ju an unen schen; die Ach lde Rech Remstül si; doch bewandbe ist. Wo wähen emwene wien? k Aufgä 1. über Be über. blicher i die selbst möglich was ihm nachweu allgemein entbehrl 2. A. Schur in eine V die best er Todte woren a 3. I. Es sich zur Reform Reine, neuen Z sohen g alle dem Andere in keine beschäun die oher den Bl kommen eine län Im alle wderfel wch nic Sieden u wähen unwillk und Zer eigneu. aufgefä Wäleid Theil g der Sp gar ein en weid weniger verpflich Wö einigern hader e hder: 3. Aufchau welchen wähen unwillk bel mi Geöffid Zu Kultur Naturer- Erklärü Das R hader, nach ge sanen, die Pul wähe 9 in lasser lehren s haben berecht wähen

## Bedürfnisse und Luxus.

Die Bestimmung des Begriffes „Bedürfnis“ und „Luxus“ ist nur möglich auf Grund der sozial-ökonomischen Wissenschaft und selbst dann noch sehr schwer.

Zunächst steht über alle Anfechtung fest, daß der Hervordringung des Menschen aus der Thierwelt nur durch Anwendung neuer Bedürfnisse zu Stande gekommen ist, und daß jeder neue Fortschritt in Gesittung und Gehirnentwicklung mit der Anwendung neuer Bedürfnisse verknüpft ist.

Ein gewisser Grad von Luxus ist erforderlich, um die Tüchtigkeit, den Erfindungs- und Entdeckungsgeist zu entwickeln. Eine Anzahl wichtiger Entdeckungen sind dadurch gemacht worden, daß irgend ein Kaufmann, um sein eintöniges Leben zu unterbrechen, sein Gehirn anstrengte.

Andere lehren uns die Nationalökonomie, daß alle Verwüstung von Naturschätzen und Arbeitskraft eine Thorheit ist, daß Gemüthsruhe und Maßhalten im Genuß das Leben, die Schöpferkraft und Selbstgefühl befördern und den Genuß einander machen, daß also eine Grenze des Luxus einzuhalten ist.

1. Für das Gemeinwesen muß oberste Richtschnur sein, die Verwüstung von Naturschätzen und Arbeitskraft zu vermeiden. Das geschieht in ebenso zweckmäßiger als weniger geistiger Weise dadurch, daß man Zustände schafft, unter denen die selbstthätige Ausbeutung der Arbeitskraft der Massen unmöglich ist.

2. Für den einzelnen Bürger muß die vernünftige Richtschnur sein, allem Uebermaße seiner Genuße fernzubleiben, und seine Ausgaben so zu berechnen, daß er zuerst das Nothwendige bestreitet, und erst nachher das Schöne und Nützliche, wozu er Neigung hat, worin er seine Lieblingsbeschäftigung findet, wozu er sich besonders erfreut.

3. Berwerflich ist jede Ausschreitung des Luxus, welche der Gesundheit des Leibes und Geistes schadet, welche unschön, überflüssig, propheterisch ist und im Dienste der Verdummung und Entfälschung des Volkes steht.

Es ist eine Thatsache, daß eine Menge Sachen ursprüngliche Luxusartikel waren, welche nach und nach für Jedermann Bedürfnisse geworden sind. So ist es mit dem Kaffee, dem Weine, den Spirituosen, dem Tabak. Gegen jeden solchen neuen Luxusartikel haben die Pfaffen, die Fürsten, die Philosophen geifert, Verbote erlassen, Bannflüche geschleudert. Trotz alledem erwieien sich diese Luxusartikel als unabweislich. Andere Bedürfnisse sind einmal weitverbreitet gewesen, wurden in keinem anständigen Haushalte fehlen — so z. B. die Schnabelschuhe im Mittelalter, eine höchst unbequeme Fußbekleidung, die einen bronzernen Spiralkring um Arme und Beine, welche die Arme anständigen erwirkten; sie sind aber vollständig abgekommen, und dasselbe gilt von allen Modeartikeln, welche nur eine längere oder kürzere Frist allgemeines Bedürfnis werden. Im allgemeinen aber nimmt unseugbar die Anzahl der Bedürfnisse, welche ehemals bloßen Luxus bildeten, zu, und der Kreis derer, denen sie Bedürfnisse werden, erweitert sich stets.

## Bei den Singhalesen.

C. Entschieden über das Fremdartige immer einen unwiderstehlichen Reiz auf das menschliche Herz aus. Es ist gewiß nicht nur bloße Neugierde, welche uns Alle treibt, die Sitten und Gebräuche fremder Völker kennen zu lernen, es ist vielmehr ein innerer, unbewußter Drang, der uns veranlaßt, unwillkürlich Vergleiche anzustellen, zwischen den Gewohnheiten und Fertigkeiten sogenannter barbarischer Völker und unseren eigenen. Der Europäer, namentlich der vorgeschrittene und aufgeklärte Berliner blickt mit einem gewissen wohlwollenden Mitleid auf jeden, dem nicht die Ehre und das Vergnügen der Spreiz zu haben, für ihn ist ein Spanndauer oder gar ein „Boisdamer“ in gewissem Sinne schon ein Fremdling, an welchem er als richtiger Berliner Junge seinen mehr oder weniger geistreichen kritischen Spott zu üben sich unbedingt für verpflichtet hält.

Man wird es daher begreiflich finden, daß es bei uns einmüthig aufsehen erregt, wenn ein Trupp Menschen, welcher die noch eine ganze Ede hinter Krug zu Hause hat; jeder will dann dieselben sehen, jeder will durch eigene Anschauung erfahren, wie man in einem Lande leben kann, in welchem es keine Stadtbahn, keine Sprengwagen, keine Gerichts- wald, kein fortwährend aufgerissenes Pfaster giebt. Ein unerschütterlicher Berliner hält das fast für unmöglich, und nur das wirkliche, unabweisbare Desein der chokoladefarbenen Gesellschaft kann ihn vom Gegentheil überführen.

Auf Ceylon scheint man die erwähnten Segnungen der Kultur in der That noch nicht zu kennen. Wenn man den Fahrwerken, welche Herr Aridji Bunchi Banda Kanda, der Statthalter und Stellvertreter des Singhalesenhäuptlings Ullabanda das Reich der Nymphen, aus seinem schönen Vaterlande mitgebracht hat, die nötige Aufmerksamkeit schenkt, so wird man finden, daß die Vermittlung des Personenverkehrs auf Ceylon noch niemals im Auge liegen muß. Zunächst denke man nur daran, wie sich solcher ihrer Herren Ehre erfreuen, es doch für diese Namensgeber eine ziemlich kostspielige Sache sein muß, sie selbst mit der Felle auf ihren Behältern anbringen zu lassen, und selbst wenn man den Kostenpunkt überwunden haben sollte, würde ein solches Beginnen an dem außerordentlich großen Platzmangel, der bei einem Singhalesen Gebirge, ein Omnibus oder gar ein Kramet doch ein ganz

Bedürfnisse, welche ehemals bloßen Luxus bildeten, zu, und der Kreis derer, denen sie Bedürfnisse werden, erweitert sich stets.

Sollten wir dieses an und für sich einen Fortschritt nennen und ihm eine Lobrede halten? — Schwerlich. Es kommt doch wohl Alles darauf an, ob diese Bedürfnisse mittelbar oder unmittelbar etwas zum Fortschritte in der Richtung nach der Freiheit hin beitragen; ob sie den Menschen von der Knechtschaft unter anderen Menschen und von der Knechtschaft unter mehr thierischen Trieben erlösen; ob sie zum Kriege oder zum Frieden reizen; und ob sie ein Volk bereichern oder verarmen an Allem, was dauerndes Glück bringt? — Wenn nach Aufgabe dieser Richtschnuren ein Verzeichniß unserer jeweiligen landesüblichen Bedürfnisse entworfen wird, von den entbehrlicheren zu den weniger entbehrlichen fortschreitend, so zeigt sich, daß selbst die Begriffe nicht für alle Zeiten und für alle Menschen feststehen. Tabak z. B. und Spirituosen und alle stärkeren Reizmittel der Nerven waren einmal für die meisten Menschen entbehrlich, ja den meisten unbekannt; sie werden es vielleicht einmal wieder werden. Aber daß sie gegenwärtig für eine große Menge ein Bedürfnis sind und, wenn mäßig gebraucht, sogar nützlich, das geht schon einfach daraus hervor, daß sie Bedürfnisse sind in einer Zeit, da das Leben wenig naturgemäß, vielfach verunstaltet und vergiftet ist und den Gebrauch von Gegengiften rätlich erscheinen läßt. Und im Allgemeinen liegt ein sozialpolitischer Fortschritt darin, daß Menschen mit vielen Bedürfnissen weniger wohlfeil ihre Dienste verkaufen, weniger willig sich ausbeuten lassen, durch den Gegensatz landesüblicher Bedürfnisse zu der Niedrigkeit ihrer Löhne und Gehälter oppositionell gestimmt werden. Dazu kommt noch der Vortheil, daß in unserer Zeit, da durch Maschinen, Arbeitsteilung und Großbetrieb die arbeitende Menschheit massenhaft überflüssig gemacht wird, die Vermehrung der Bedürfnisse und des Luxus einem ziemlichen Theile der überflüssigen Menschen Arbeit und Unterhalt verschafft und daß eine Dichtigkeit der Bevölkerung entsteht, welche Vorbedingung alles sozialpolitischen Fortschrittes ist.

Wenn alle Menschen wie Diogenes leben wollten, um ganz dem Nachdenken über ihre Bestimmung, der Stärkung ihrer Willenskraft und dem Genuß vollster Selbstbeherrschung obzuliegen, so wäre innerhalb der zivilisirten Welt kein Raum für die vorhandene Bevölkerung vorhanden, ja der Rückkehr der Massen zur gänzlich Barbarei wären die Wege gebahnt. Der Luxus ist heutzutage wieder so innig mit allen unserer hochmenschlichen Aufgaben verflochten, daß er unentbehrlich geworden ist. Aber es ist eine Zeit in Sicht, da mit der Lösung dieser Aufgabe die Mittel geschaffen werden, um alle überflüssigen Bedürfnisse der Einzelnen entbehrlich, den Luxus aber des Gemeinwesens den höchsten Kulturzwecken dienlich zu machen.

Die wohlfeile Bervielfältigung guter Bücher, Bildwerke und schöner Naturerzeugnisse, wie sie heut zu Tage in Schwung kommt, trägt unermesslich viel dazu bei, nicht nur Luxus, sondern auch Bedürfnisse nach dem Genuß alles Großen, Schönen und Guten allgemein zu machen. Wenn man für die Jugend verderblichen Zeitschriften und Abbildungen mehr ein großes Publikum finden, und die Künste werden sich nicht länger dazu mißbrauchen lassen, einen überflüssigen kleinen Kreis von Krösussen durch lästerliche, grobsinnliche, übertriebene und propheterische Kunstwerke zu dienen. Die Künste werden nicht mehr „nach Brot zu gehn“ brauchen — sie können der Götter entbehren, welche die Kunst verderben, und werden dem Gemeinwesen dazu dienen, die allgemeine Volkserziehung zu befördern.

Was für Einen ein Bedürfnis ist, kann für den Andern ein Luxus sein, selbst wenn Beide in derselben Lebenslage sich befinden. Der französische Lohnarbeiter braucht dreimal täglich Wein; der russische niemals — ihm ist ein stark gewässerter Schnaps Bedürfnis, und Wein erscheint ihm als arger Luxus. Dafür bringt aber Jener doppelt so viel Arbeit fertig als dieser. Der Isländer, welcher in Island selten Fleisch isst, findet bald nach seiner Einwanderung in Amerika, daß er im hiesigen Klima und bei der dreifachen Arbeit, welche er hier gegen drüben verrichten muß, ohne dreimal Fleisch oder thierische Kost nicht bestehen kann — ihm verwandelt sich Luxus in ein Bedürfnis. Die alten Griechen und Römer trugen keine Hosen

anderes Ding, als so ein ceylonischer Zebularren. Bei uns haben Kutscher und Passagiere, wenn auch nicht viel, so doch wenigstens etwas Platz, der braune Kutscher dagegen sitzt rittlings auf seinem Pock und muß das eine Bein noch dazu benutzen, sein Jedu durch mehr oder weniger heftige Fußtritte zu einer schnelleren Gangart anzuspornen. Aber jeder nach seinem Geschmack, der Eine liebt eine stolsbespannte Equipage mit schwellenden Polstern, der Andere einen studehenden Karren mit einer indischen Kuh davor. Und wenn man die freundlich grinsenden Gesichter der Singhalesen mit ihren blendend weißen Zähnen und der glimmenden Cigarre dazwischen sieht, so kommt es einem vor, als ob diese Leute niemals das Bedürfnis hätten, sich in einem Coupee „erster Güte“ zu langweilen. Viele Bedürfnisse scheinen die Deutschen in der That nicht zu haben. In einer Ecke zwischen ihren Bambushäuschen glimmt ein Feuer. Es ist die Küche, man bereitet hier das Mahl. Ein schon etwas bejahrter Herr mit grauem Haar, Vollbart und brennend rothem Kopftuch unterzieht sich mit vieler Würde dem Geschäft des Kartoffelschälens. Es geht langsam aber deutlich. Er wechselt hin und wieder mit einer Dame, die sich in Bezug auf Schneiderrrechnungen nur wenig Kopfschmerzen zu machen scheint, einige Worte, wahrscheinlich wundert er sich, daß die Berliner ihm so aufmerksam zusehen, vielleicht erregt es auf Ceylon nicht soviel Aufsehen, wenn ein Europäer seine Kartoffeln schält.

Auch die Singhalesische Dame scheint das zu finden, sie läßt sich, trotzdem aber durchaus nicht in ihrer Beschäftigung stören, sie hat unter dem linken Arm ihren jüngsten Sprößling, während sie mit der rechten Hand einen kolossalen Knäuel dirigiert, um mit demselben in einem ausgehöhlten Klotz Reis zu Mehl zu stampfen.

Mitten auf dem weiten Platz stolziert mit vieler Grandezza ein Singhalesischer Jüngling in einem wunderbaren Aufzuge. Sein brauner Oberkörper, der wie Bronze in der Sonne glänzt, ist mit mehreren Reihen bunter Muscheln geschmückt, ein greisfarbiger sarong, das Nationalbekleidungsstück aller Völker der dortigen Gegenden, umschließt seine Hüften und fällt in maleisierischem Faltenwurf bis auf die Knöchel herab. Jetzt erscheinen noch drei solcher Gestalten auf der Bildfläche, im Augenblick haben sie sich vereinigt, sie schlagen ihre Lam-tams und abhöliren unter einem etwas monotonen Gesang einen Tanz, der an grotesken Bewegungen und possirlichen Sprüngen, sowie an Präzision der Ausführung nichts zu wünschen übrig läßt.

Das Publikum drängt jetzt nach einem anderen Punkt.

und bei der Arbeit Unterleider ohne Kemei, und ihr Oberkleid war ein lose übergeworfenes Stück Wollenzug als Mantel. Als sie bei den Galliern die ersten Hosen und Kemeifäden sahen, fiel ihnen dies so auf, daß sie davon dem Lande einen Namen beilegte. Die anschließende Kleidung war in ihren Augen ein Luxus, eine Verwöhnung, ein Mangel an Abhärtung; sie beachteten nicht, daß sie für die Gallier ein Bedürfnis war des rauheren Klimas wegen. Heute tragen alle Südeuropäer Hosen und Kemeileider, weil ihr Klima seit alter Zeit rauher geworden ist. Statt der Sandalen von ehemals sind ihnen Schuhe und Stiefel, oder mit Wollstoff umwickelte Füße bis an die Knie ein Bedürfnis geworden. Dies Alles sind Fingerzeige dafür, daß zum Bedürfnis gewordene Luxusartikel von der Natur erzwungene Bedürfnisse zu sein pflegen. Gleichwohl giebt es Bedürfnisse, welche in wirklichen Luxus ausarten. Ein Beispiel davon bieten die sogenannten türkischen (russischen) Bäder, welche aber im Alterthume weitverbreitet waren, lange bevor es Ägypten und Syrien gab. Bei der arbeitenden Klasse sind dieselben wirkliche Bedürfnisse und einmal wünschlich im Gebrauch; bei der nichtarbeitenden Klasse sind sie ein fast täglicher Zeitvertreib und Luxus im ganzen Orient und waren es schon vor Alters, wie ein lateinischer Vers lehrt, welcher lautet: „Bäder, Wein und Geschlechtsverkehr richten unsere Körper zu Grunde; Bäder, Wein und Geschlechtsverkehr stellen sie wieder her.“

Seltamerweise wird auch das Elend der nothleidenden Klassen zum Beweggrund, aus Luxusartikeln Bedürfnisse zu schaffen. Von den Spirituosen ist dies bekannt genug. Dreierlei Ursachen wirken dabei zusammen: sie sind insofern Nahrungsmittel, d. h. Wiederhersteller der Arbeitskraft, welche durch ungenügende Nahrung erschöpft wird, als sie die Nerven und Muskel erfrischen, was aber auf Kosten der Lebensdauer geschieht; sie bieten einen vorübergehenden Genuß; und endlich verdrängen sie auf einige Zeit die Erinnerung an erduldetes Elend.

Ganz dasselbe gilt vom Kaffee, Thee, von den Cacaobohnen und im höherem Grade von Opium, vom Haschisch und vom Betellauen, selbst vom Tabak. Für die besser situirte Klasse sind sie vom Ueberfluß, also wirklicher Luxus. Es ist also Grund vorhanden zu der Annahme, daß mit dem Wegfalle der grellen Klassenunterschiede diese Artikel allmählich aufhören werden, Bedürfnisse zu bilden und selbst als Luxus nur mäßig genossen werden. Und daß diese Ansicht immer mehr Eingang findet, daß ein Theil der Verdienste der sozialpolitischen Wissenschaft. Wir wissen, daß überall, wo diese Wissenschaft Einfluß auf die Volksmassen ausübt, eine wachsende Mäßigkeit in der eben genannten Art Luxus sich verbreitet.

Die ächte und wahre Nationalökonomie ist der denkbar strengste Gegensatz zu der landläufigen falschen. Die letztere greift auf den größtmöglichen Reinertrag in Geld oder Geldeswerth aus. Sie unternimmt nur, was sich hoch zu verzinsen verspricht — alle anderen Rücksichten sind ihr dabei Nebensache, oder gar bloße Vorwände. Wieviel sie dabei Naturschätze und Menschenwohl verwüstet, das ist ihr nahezu gleichgültig. Alle ihre Wirtschaft ist Raubwirtschaft. Selbst wenn sie wirklich ökonomisch in unserem Sinne handelt, wie z. B. wenn sie die Abfälle nützlich verwendet und dem Menschen schmutzige, ekelhafte, ungenügende, geisttödtende Arbeit abnimmt, geschieht es nur des Reingewinnes wegen. An Stelle von geschickten Männern setzt sie Frauen und Kinder, wohlfeile Arbeiter und Maschinen, ohne daß die überflüssigen Gemächten dafür Entschädigung bekämen. Sie verwüstet die Wälder und die gleichmäßige Vertheilung des nassen Niederschlags und damit das Klima. Sie verdrängt den regelmäßigen Ackerbau und schleppt mit wachsenden Fruchtlosen die Nahrungsmittel und Rohstoffe aus allen Ländern der Welt zusammen, wodurch sie ganze Völker und die arbeitende Klasse des eigenen Volkes verelendet und den Boden auslaugt, ohne genügenden Ersatz der Fruchtbarkeit zu schaffen. Sie erschöpft Vorräthe, welche dem Menschengeschlechte auf viele Jahrtausende zum Unterhalte dienen sollten, in wenigen Jahrzehnten oder Jahrhunderten, wie dies mit der Steinkohle, dem Bergöl, den Edelmetallen, dem Kugelholz zc. der Fall ist, und bereitet dadurch der Nachwelt unsäglich Kosten und Verlegenheiten. Sie ruiniert alle Kaufkraft der Völker.

Im Gegensatz dazu verlangt die echte Ökonomie, daß die

Dort hat sich ein halbnaakter Zauber Künstler niedergelassen, der auf einigen zusammengewagelten Planen sitzend, seine Zauberwerkzeuge mit vieler Präsentation aus einem bunten Sack hervorramt. Jedes einzelne Stück anonciert er: „Holz, Messer, Ei u. s. w.“ Die Kunststücke werden mit viel Geschicklichkeit ausgeführt; die Fröhlichkeit der Zuschauer erreicht ihren Höhepunkt, wenn der dunkelhaarige Bellini einen hoffnungsvollen jungen Berliner Staatsbürger aus der Corona auffordert, neben ihm Platz zu nehmen, um ihm als Gegenstand seiner Kunstproduktionen zu dienen. Der Singhalese scheint zu glauben, daß alle Berliner den erhabenen Namen „Kauke“ führen, denn er tituliert mit Vorliebe den Berliner Jungen mit diesem geheimnißvollen Prädikat. Als Schluffwort wird dann der Schlangentanz exekutirt, nach welchem das unausbleibliche Einjammeln des Tringelbades erfolgt.

Nun öffnet sich der Raum und eine „gewichtige“ Gesellschaft betritt die Arena. 25 Arbeitselephanten, Erwachsene und zu den schönsten Hoffnungen berechtigte Jünglinge der gewaltigen Dichtäuterfamilie, mit ihren Führern auf den Köpfen, machen sich daran, ungeheure Baumstämme, die ein Gewicht von vielen hundert Zentnern repräsentiren, von einem Ende des weiten Platzes bis zum anderen zu tragen. Sie bewegen die Stämme mit derselben Beiständigkeit, wie ein Stuger seinen Bahnhöcher. Ein Elefant ist nicht nur ein geduldiges, sondern auch ein sehr kluges Thier, und wenn er soeben noch den Arbeitmann ein gros gespielt hat, so läßt er sich kaum eine Viertelstunde später als betretter Vordreiner gebrauchen. Das ist wirklich ein Zeichen von großer Weisheit, und man soll daher auch niemals von der kompakten, vierfüßigen Gestalt irgend Jemandes einen Schluß auf seine geistigen Fähigkeiten machen. Deshalb macht auch der kolossale, größte Elefant mit den echten Elfenbeinzähnen ein so stolz befriedigtes Gesicht, wenn ihm seine Gala-Schabracke umgeschlankt wird, und er mit gravitätischen Schritten unter dem wackligen Balbachin dahin wandelt. Se. Durchlaucht, der mit nackten Beinen dort oben auf blauem Sammetkissen reitet, und sich mit souveräner Verachtung von den neugierigen Europäern bewundern läßt, scheint seines Elefanten ziemlich sicher zu sein, das kluge Thier trägt den halbnaekten Fürsten so sorgsam wie eine Amme aus dem Spreewald den ihr anvertrauten Säugling.

Jedenfalls ist es ein bunt bewegtes Bild da draußen, und jeder, der einmal dort gewesen ist, wird mit Vergnügen zurückdenken an die interessanten Stunden, die er zugebracht hat — bei den Singhalesen.

Haupttrübsal auf das Gemeinwohl, auf die Zukunft unseres Geschlechtes, auf den Menschen genommen werde, und daß alles Andere Nebensache bleibe. Allerdings soll Kapital gesammelt werden; aber es soll im Interesse der Gesamtheit nach Maßgabe der Wissenschaft wirken. Aller Verwüstung von Naturschätzen und menschlicher Arbeitskraft soll gesteuert werden. Die Erfindungen und Entdeckungen sollen Allen möglichst gleich zu Gute kommen, indem die Arbeitszeit für Jeden um so viel abnimmt, als durch sie die Produktionskraft steigt; und die Kaufkraft Aller soll um so viel gesteigert werden, als die edelmenschliche Konsumtion von Waaren verlangt. Der Luxus wird so erst dann möglich sein, wenn die unentbehrlichen niederen Bedürfnisse befriedigt sind.

Wenn erst die Vernunft, welche — in der Anlage wenigstens — allen Menschen angeboren ist, eine Nacht geworden sein wird, so ist es leichter als heute, zu erkennen, was wirkliche Bedürfnisse sind, und was heilsamer Luxus heißen darf. Heute herrschen darin noch sehr verschiedene Ansichten.

## Lokales.

Das Verbot des Zeitungverkaufs an Sonn- und Festtagen betreffend, sind seit Sonntag in jenen Trinkhallen, in welchen zugleich ein Zeitungsvorverkauf stattfindet, Plakate mit der Aufschrift angebracht: „Auf Grund der Polizeiverordnung vom 20. November 1844 dürfen Sonntags nach 9 Uhr Vormittags keine Zeitungen verkauft werden. A. Freiburg.“

Als ein Opfer unserer traurigen Berliner Erwerbsverhältnisse war vor einigen Tagen in den Zeitungen ein junger Philologe geschildert worden, der im Kriege gegen Frankreich das eiserne Kreuz erworben, dann aber in einem niedrigen Kampfe mit dem Schicksal schließlich dem Tode verfallen war und längst in Daldorf Aufnahme gefunden hat. Diese Publikation, an sich etwas ungenau, hat doch das Gute gehabt, daß die wahren Ursachen des widerwärtigen Schicksals jenes Unglücklichen jetzt aufgeklärt sind und sich allerdings noch viel trauriger darstellen, als jener Artikel ihnen ließ. Der stud. phil. H. hieselbst, stand im Jahre 1870 in seinem Examen, als plötzlich der Krieg ausbrach, den H. zu den Fahnen berief und in dem er, wie bereits erwähnt, das eiserne Kreuz erwarb. Unmittelbar nach seiner Entlassung vom Militär, meldete sich H. um das mündliche Examen zu absolvieren (das schriftliche Examen hatte er bereits vor seiner Einberufung zum Militär bestanden). Der Deputirte im Kultusministerium, an den H. sich wendete, bemerkte jedoch, daß H.'s Gesundheit in Folge der Kriegstrapazien stark angegriffen war, und rath demselben, mit Rücksicht auf seine damalige hochgradige Nervosität, das mündliche Examen noch zu verschieben. — H., ein tüchtiger Stenograph, fand als solcher Beschäftigung in diesem parlamentarischen Bureau; aber ein Rückenmarksleiden, wahrscheinlich die Folge einer beim Feldzuge erlittenen Erkältung, bildete sich immer mehr und mehr aus und beeinträchtigte zuletzt die Gehirn-Funktionen derart, daß die Aufnahme H.'s in Daldorf nöthig wurde. Daß H.'s Leiden eine Folge der Kriegstrapazien ist, haben die ihn behandelnden Aerzte als unbedenklich ausgesprochen. Wir haben es also hier mit einem jener unglücklichen Kämpfer vom Jahre 1870/71 zu thun, denen ein Anspruch auf Entschädigung aus Reichsmitteln gesetzlich noch immer nicht zusteht, obwohl ihnen das Vaterland die glorreichen Tage von 1870—71 und 5 Milliarden verdankt. Noch kurz vor dem Schlusse der letzten Reichstagsession wurde von dieser Körperlichkeit die Resolution Hoffmann angenommen, welche der Regierung die Entschädigung solcher nachträglich an den Folgen der Feldzugstrapazien Erkrankten empfiehlt. Hier liegt ein recht eklatanter Fall vor, und es steht zu hoffen, daß ein Bittgesuch der Frau des Unglücklichen bei unseren Kriegsbehörden nicht ebenso resultatlos bleiben wird, wie es bei der städtischen Armen-Direktion gewesen ist, die aus dem Vorhandensein einiger Mobilien den Schluss zog, daß die ihres Ernährers beraubte Familie noch nicht unterstützungsbedürftig sei.

Das Direktorium der l. Berliner Sanitätswache (Bräderstraße 24) hatte sich an den Magistrat mit der Bitte gewendet, daß in der Sanitätswache verbrauchte Gas, sowie die Methansäure für die Folge unberührt resp. eine Ermäßigung beider Beträge eintreten zu lassen und diese Bitte damit motivirt, daß die Wache für die ärztliche Behandlung der ihr von der Polizei überwiesenen, wie überhaupt sämtlicher unentgeltlicher Patienten nichts liquidirt, in vielen Fällen sogar noch Bandagen und Medicamente gratis verabfolgt, wodurch die Armenverwaltung der Stadt Berlin eines Theils ihrer Verpflichtung enthoben werde. Auf dieses Gesuch hat nun der Magistrat einen ablehnenden Bescheid ertheilt, weil, wie es in dem betreffenden Schreiben heißt, bei der großen Zahl von wohlthätigen und gemeinnützigen Vereinigungen, deren Thätigkeit in größerem oder geringerem Maße ohne Zweifel auch der Stadtgemeinde zu Gute kommen und welche aus ähnlichen Vergünstigungen würden Anspruch machen können, der Magistrat derartige Ansprüche seither grundsätzlich abgelehnt habe. Der Magistrat glaubte auch im vorliegenden Falle an diesem Grundsatze festhalten zu müssen.

Eine verhängnisvolle Verwechslung hat eine in

## Die amerikanische Erbin.

Aus „Truth.“

Lady Francis Trinston war eine reizende Frau. Sie war auch geschickelt, hatte sich wunderbar gut erhalten, ein bescheidenes Einkommen, eine geschickte Schneiderin, war Wittve und besah nur ein Kind — einen Sohn.

Sie hatte nur wenig Sorgen kennen gelernt, denn ihr Gatte war ein alter Mann gewesen, als sie ihn heirathete, und zu seinen Vätern versammelt worden, ehe er sehr unangenehm wurde. Er war der jüngere Sohn eines Herzogs und in ziemlich guter äußerer Lage.

Das Leben der Lady Francis oder doch ihr Leben als Wittve war mit Rosen bedeckt gewesen; und obwohl sie sich hätte abermals verheirathen können, so zog sie doch, wie sie sich ausdrückte, ihre Freiheit vor.

„Einen alten Mann zu heirathen, ist so angenehm,“ sagte sie zu ihrer Pusenfreundin Alara Nelson; „man wird auf diese Weise eine junge Wittve.“

„Ich kann mir's denken,“ seufzte Alara, deren Gatte ein junger Thunichgut war.

Benigne Menschen sind mit ihrem Loos ganz zufrieden. So hatte auch Lady Francis einen Kummer, der ihr alljährliches Schmetterlingsleben verästerte. So sehr sie es auch wünschte, so wollte ihr Sohn Jack doch nicht heirathen.

„Mein theurer Jack ist so arm und doch so verschwenderisch, wo soll das hinaus?“ seufzte sie.

„Er wird natürlich ein reiches Mädchen heirathen,“ sagte Alara.

„Er muß es, ich sage es ihm oft genug, aber er lacht mich nur aus.“

„Wo ist er denn jetzt?“

„Er schließt Indianer oder Büffel oder andere Thiere in Amerika.“

„Wann erwartest Du ihn zurück?“

„Wer weiß das — vielleicht in einigen Monaten.“

Jack Trinston war drauen im Westen gewesen, wo er Büffel jagte, Prairiehühner schoß, merikanische Pferde riht und mit den Goldgräbern Poker spielte. Er hatte höchst angenehme Tage verlebt, denn Amerika und die Amerikaner gefielen ihm, und er bedauerte es, so bald nach England zurückkehren zu müssen.

Aber das Leben in Amerika ist theuer, und Jack, der das Talent besah, Geld durchzubringen, hatte in zwei Monaten

der Mantuffelstraße wohnende Familie ihres Hauptes und Ernährers beraubt. Der in gedemeten Verhältnissen lebende Gärtnerei St. ließ sich am 8. d. M. bei der Arbeit von seiner Frau in einem Tassenlopf Wasser bringen, um es zu trinken. Die Frau stellte den Tassenlopf neben ihren Mann und entfernte sich aus dem Zimmer. Als der Mann trinken wollte, nahm er anstatt des Tassenlopfes mit Wasser einen daneben stehenden Tassenlopf mit Salzsäure, welche er zum Löthen von Blechdosen braucht, und trank von dieser Flüssigkeit. Die von dem Vergifteten herbeigerufene Gattin gab ihm Milch als Gegenmittel ein, und ein herbeigerufener Arzt veranlaßte die sofortige Ueberführung des St. nach dem Bethanien-Krankenhaus, woselbst er am 23. d. M. an den Folgen der Vergiftung verstorben ist.

Ein schwerer internationaler Gaunerpaar warnen wir, welches Hotelschwindelien in Wien ausgeführt hat und welches, wie man vermuthet, jetzt in Berlin unter falschem Namen und Ständesbezeichnungen gleiche Schwindelien ausführt. In Wien gab sich die Dame im vorigen Monat als italienische Opernsängerin und Schauspielerin aus und ihr Begleiter bezeichnete sich als Graf. Nachdem dieses Paar eine bedeutende Beute in einem der renomirtesten Hotels zu Wien gemacht hatte, begab sich dasselbe nach Nißl, um da angeblich ein Concert zu veranstalten, unter dem Vorgeben, ihre sämtlichen Sachen in den verschlossenen Schränken und Kästen ihrer Zimmer zurückgelassen zu haben, ohne die bisher angemachte Beute zu bezahlen. Da das Paar von der Concertrreise nicht zurückkehrte, so ließ der Hotelwirth die Schränke und Kästen öffnen, und es wurde in denselben nichts gefunden.

Wegen schwerer Körperverletzung ist gestern der Kommis N. zur Haft gebracht worden. Derselbe hatte in der Nacht zum 24. d. Mts. in der Birnzenstraße nahe dem Moritzplatz den Hausdiener C., mit welchem er eines Mädchens wegen in Streit gerathen war, mit einem Messer in den Hinterkopf geschlagen, so daß dieser starkblütend zu Boden sank und nach der Sanitätswache in der Oranienstraße gebracht werden mußte, woselbst ihm der erste Verband angelegt wurde. Die Wunde ist nicht lebensgefährlich, jedoch ist D. des starken Blutverlustes wegen sehr schwach und für längere Zeit arbeitsunfähig.

Ein bissiger Hiehund erregte am Sonntag früh am Kottbuser Thor nicht geringe Aufregung. Das vor einem Kastenwagen gespannte Thier mochte wohl überanstrengt sein und ließ plötzlich seinen Unmuth gegen den neben ihm gehenden Führer des Wagens aus, indem es denselben wiederholt und kräftig in Waden und Obersehenel biss, wobei ihm der Maulkorb durchaus kein Hinderniß war. Der Gefährte sank vor Schmerzen gegen den Wagen und anfangs getraute sich Niemand an das bissige Thier. Endlich kam ein beherzter Rixdorfer des Weges, denen die Umgangsformen mit diesen Vierfüßlern genau bekannt zu sein schienen, denn kaum hatte er den Hund gefaßt, als dieser sich winselnd niederdrückte. Das Thier wurde dann so eng mit dem Kopf an der Deckel des Wagens befestigt, daß er bei einiger Vorsicht des Wagenführers diesen nicht zu nahe kommen konnte. — Die Fälle, das ein überanstrengter Hund seinen Unmuth an einen Vorübergehenden ausläßt, sind gar nicht selten und das ganze Hundebuhwesen ist noch ein recht wunder Punkt in unserem Straßenverkehr.

Die Leiden zweier Unbekannter, von denen die eine am Potsdamerhafen, die andere an der Belle-Alliancebrücke angeschwemmt wurde, sind im Laufe des heutigen Tages aus der Spree gezogen und in die Morgue eingeliefert worden. Bei Beiden fanden sich keinerlei Papiere vor, die über ihre Persönlichkeit Aufschluß geben könnten.

Einem gräßlichen Tod fand gestern Abend ein circa 30- bis 35-jähriger alter unbekannter Mann. Derselbe wurde in der Nähe des Görlitzer Bahnhofes von einem mit Steinen beladenen Wagen überfahren und fand seinen Tod sofort. Die Vorderräder gingen dem Verunglückten, der selbst die Schuld an seinem Tode trägt, über den Leib. Die Leiche wurde behufs Rekonstruktion nach dem Obduktionshause geschickt.

Von den Singhalesen. Die zoologisch-anthropologische Ausstellung des Herrn Carl Hagenbeck im Ausstellungspark, die wir schon wiederholt erwähnt, eine ganz überraschende Anziehungskraft auf die Berliner Bevölkerung ausübt, wird in den nächsten Tagen eine für die Gelehrtenwelt hochinteressante Vereinerung erfahren. Nach einem heute eingetroffenen Telegramm sind nämlich am gestrigen Tage 10 große Kisten mit den seltensten ethnographischen Gegenständen direct von Ceylon über London kommend in Hamburg angelangt. Unter den Gegenständen befinden sich wie uns seitens des Managers des Herrn Carl Hagenbeck, Hr. Johannes Casstén, der die Gegenstände mit ungeheurer Mühe auf Ceylon sammelte, mitgetheilt wird, mehrere äußerst seltene Masken, die von Indern zu Beschwörungen, zum Austreiben von Krankheiten, zum Heilen von Verwundungen, zu Todentänzen u. dergl. benutzt werden. Als besonders selten wird uns eine Schlangennaske, auf singhalesisch Nagetacpi genannt, ferner mehrere Radjamm-Masken, Dooern, Dullera Ari, Guerra Ari-Masken und zahlreiche andere. Von Russl-

die Summe ausgegeben, die auf vier berechnet gewesen war, und befand sich jetzt mitten auf dem atlantischen Weltmeere, als seine Rutter ihrer Freundin erzählte, daß er Indianer und Büffel schöffe. Die andern Reisenden am Bord des Dampfsschiffes waren meist Amerikaner, auf einer Vergnügungsfahrt nach Europa begriffen. Unter ihnen befanden sich ein paar hübsche Mädchen, und Jack, der ein gefährlicher Roushneider war, begann einer derselben den Hof zu machen, ehe er noch zwei Tage auf See war.

Ratie C. Brown war ein hübsches Mädchen mit einem Paar sanften braunen Augen, die niemals ihre Wirkung verfehlten, sobald sie ihr Feuer entzündeten. Die Gesellschaft Brown bestand aus drei Personen, denn außer Ratie war da noch Marie Brown, ein statliches ernstes Mädchen, die keine Ansprüche auf Schönheit machte, aber viel Charakterstärke in ihrem schlichten Äußern verriet, und Samuel Washington Brown, der in den guten alten Tagen des Goldgrabens und der abenteuerlichen Speculation in Francisco Geld erworben hatte. Einen Theil davon legte er in einer Silbermine in Nevada an, die sich ungeheuer ergiebig zeigte, so daß er jetzt reichlich seine fünf Millionen Dollars besah.

Jack Trinston hatte Ratie Brown schon längst den Hof gemacht, ehe er hörte, wer Samuel war. Sein Freund, General Jones, lärtte ihn darüber auf.

„Ich bin der Ansicht, das Mädchen hat einen tüchtigen Saak voll,“ sagte er.

„Wovon?“ fragte Jack gleichgültig.

„Dollars. Ich reime, Samuel Brown besitzt eine Million uach Ihrem Gelde. Ich höre immer, er hätte nur zwei Kinder — Töchter. Was meinen Sie, wenn diese Ihre draunäugige Freundin eine halbe Million Pfund mit bräune?“ Jack Trinston war erstaunt.

„Beim Heu! Wenn meine Rutter von einem solchen Vermögen hörte, sie verlöre den Verstand,“ sprach er bei sich. „Eine halbe Million Pfund! Ihr Götter, was für eine Lust müßte es sein, die durchzubringen!“

Die Familie Brown landete in Queenstown und begab sich nach Killarney, während Jack nach London fuhr. Bei der Trennung wurde verabredet, daß die Browns ihm schreiben sollten, sobald sie nach London kämen, und Jack hatte ihnen versprochen, ihnen die Lebenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen, und ihnen den Aufenthalt in der Hauptstadt angenehm zu machen.

Lady Trinston war über die Rückkehr ihres Jack entzückt. Er sah so hübsch aus und war so braun geworden.

Instrumenten befinden sich bei der Sammlung zahlreiche kleine Trommeln, uadair genannt, größeren Pauken ähnliche Trommeln, Daule, und große Trommeln, die von Frauen geschlagen und Sabanna genannt werden. Interessant sind schließlich noch Modelle von Fischenbälgen, Natualanda Nerwa und diverse Götzenbilder, den von den Singhalesen so hoch verehrten Buddha darstellend. Die Ausstellung im großen Hauptrestaurant des Ausstellungsparkes befand, muß, da der Raum sich jetzt als zu klein erwies, mit dem Hauptausstellungsgelände verlegt werden, wo dieselben mit den neu ankommenden Gegenständen dieselben Räume annehmen wird, in denen sich im Frühjahr die Wohnungs-Ausstellung befand. Am gestrigen Tage besuchten 13 000 Erwachsene und ca. 2500 Schulkinder die Singhalesen-Räume.

## Vermischtes.

Echter Humor. Der Expedition des „Forchheimer Wochenblattes“ hatte Herr Christian Bredel in Forchheim eine Nonce geschickt, in der er Loblüchen und eine Grube Dung anbot und bei den Gegenständen seiner Offerte, um dieselben fälliger erscheinen zu lassen, Zeitdruck anordnete. Wie dieser Herr geschaut haben, als er am anderen Tage die Nonce in folgender Gestalt las:

Loblüchen (Zeitdruck)

das Hundert zu 80 Pf. verkauft um das Gerüst zu räumen. Christian Bredel.

NB Habe auch eine Grube Dung (Zeitdruck) abzugeben.

Noch einen Schluß. Der Stabstrompeter Bier der bairischen Gades du Corps, welcher beim französischen Ausfall der 17 000 Mann aus Strazburg am 9. Juli 1814 den in der Klade gestürzten und nachträglich den rechten Fuß verlorbenen General v. Paroche befreite und zurückbringen half, lag auf dem Sterbebette und beehrte als letzte und beste Arznei den „Puttel Bai!“ Austinken und sich herumlegen mit den Worten: „Dorchtidig würd nett verreckt!“ war nur ein Romanentredend: „Kellner, hier ist ja wohl die Kneipe der Aemmer.“ Kellner: „Ja wohl! Das separate Zimmer dort!“ „Ich möchte den Studiosus Weiß sprechen. Ist er drinnen?“ Kellner: „Behüte! Herr Weiß ist seit acht Uhr im Park und kommt erst um ein Uhr zum Essen hierher!“ „Derr, ist schade! Ich bin auf der Durchreise hier und hätte meinen Schwager gern gesprochen!“ Kellner: „Ah! Schwager? Sie sind nicht der Herr Vater? Bitte, dann treten Sie herein!“ Die Herren sahen gerade bei einer kleinen Biermischbowl!

Vom Arbeiter „Albert“. Die von uns erwähnte Gelegenheit in Bezug auf die Echtheit der Persönlichkeit, den Namen des Mitgliedes der provisorischen Regierung von Frankreich vom Jahre 1848 bis jetzt getragen hat, ist von der Pariser Gerichte entschieden worden. Man hatte kaum je von der Echtheit des Mitgliedes der provisorischen Regierung zweifelt, aber daß sein Gegner Romanetti sich so jämmerlich entpuppen würde, hatte man doch nicht erwartet. Jetzt weiß es sich heraus, daß diesem Korven ganz einfach darum zu thun war, aus Eitelkeit oder vielleicht auch in geschäftlichem Interesse eine großartige Kellame mit seinem Namen zu machen. Romanetti, genannt Albert, wurde zu einem Schadenersatz von 3000 Franken an den richtigen Arbeiter Albert verurtheilt. Der Angestellte hatte sich wohl getrübt, vor Gericht zu erscheinen, während der Arbeiter Albert durch den greisen Citron Arago sich das Zeugniß ausstellen ließ, daß er es war, der ihn den Februartagen die bekannte historische Rolle spielte hatte. Der dritte „Albert“, welcher gekommen war, um seinen verstorbenen Vater zu reklamiren, wurde einfach bewiesen.

Die wagen v Expedio Für den misgen. Den Theil de

na der gegen inion B

Die

in denen lumen. erna Bot was ei war in Rehan

banne.

Algemein oft wei wird di

Berichtig aufgeschol

nie der

Rechnu

leine A

Al

Al